

**Geheimt täglich**  
nachmitt. mit Kaffee  
der Sonn- und Festtage.

**Abonnementpreis**  
monatlich 60 Pf.  
vierteljährlich 1.80 M.  
palmär. Frei ins Haus.  
nach aus Post bezogen  
1.05 M. zmt. Postgeb.

**„Die Neue Welt“**  
(Unterhaltungsbeilage),  
wird die Post nicht best.  
kollt monatlich 30 Pf.  
vierteljährlich 90 Pf.

Dr. 1947.  
Gesamtdruckerei.  
Vollständ. Halle a. S.

# Die Neue Welt

Sozialdemokratisches Organ

**Interrationsgebühren**  
für die für die Post  
gebühren über den Sauss  
zu Pfa. für Postgebühren  
in den deutsch-französischen  
Postgebühren: 10 Pf.  
in den deutsch-österreichischen  
Postgebühren: 10 Pf.  
in den deutsch-schweizerischen  
Postgebühren: 10 Pf.

**Interate**  
für die fällige Nummer  
in den deutsch-französischen  
Postgebühren: 10 Pf.  
in den deutsch-österreichischen  
Postgebühren: 10 Pf.  
in den deutsch-schweizerischen  
Postgebühren: 10 Pf.

Eingetragen in die  
Postgebühren-Liste  
unter Nr. 7589.

für Halle und den Saalkreis, die Kreise Merseburg-Querfurt, Delitzsch-Bitterfeld,  
Baunburg-Weißenfels-Beitz, Wittenberg-Schweinitz, Corgau-Liebenwerda und die Mansfelder Kreise.

Redaktion: Geisstr. 21, Post 2 Cr

Expedition Geisstr. 21, Post part. 7

## Karl Marx über den preussischen Absolutismus.

Die liebliche Märchenbrunnengegichte hat die erbärmliche, rickgratlose Aufsenkennung des Deutschen Bürgerturns in ihrer schönsten Blüte gegiebt. Wir immer Unten durch! das ist die Lösung jener Männer geworden, die sich von jeder mit ihrem Märnerloz vor Königsbrunnen brühten. Ist es angesichts dieser Knetschleigtend des Absolutismus zu denken, wenn er im Vollbesungsein seines Gottesgnadentums seine „gepanzerte Faust“ auf die gebeugten Wanken der in aller-unterthänigster Demut ererbenden Insanieren niederfallen läßt? Mehr denn je hat in der letzten Zeit der Absolutismus seinen „Willen zur Macht“ an den Tag gelegt. Davon zeugen die Tage von Königsberg, wo die auf dem Altar aufgestellten Kronprinzinnen den Unterthanen die nur Gott verantwortliche Autorität des Königs vor Augen führen sollten, davon zeugt das stolze: „Wenn ich mir etwas vorgenommen habe, so führe ich es auch durch!“ in Danzig. Und das deutsche liberale Bürgerturn lauscht in stummer Ohrfünd diesen Worten und verzichtet leichter derens aus seine Freiheit.

Doch ist dies Scheinbild nicht eine Erregungsschaft unserer Zeit. Schon vor Jahrzehnten hat die Kriecherei des deutschen Philistertums den Horn der freien, unbegleiteten Geister hervorgerufen. Und so ist es wohl angeblich, das Urteil eines Karl Marx über den preussischen Absolutismus und das deutsche Bürgerturn in Erwähnung zu bringen. Die sich auf den damaligen Kaiser Friedrich Wilhelm IV. von Preußen beziehen. Sie sind enthalten in einem Briefe, den Karl Marx im Jahre 1843 an Ruge richtete. Wie entnehmen es aus der Sammlung des literarischen Nachlasses von Marx, Engels und Kollfalle, die von Franz Mehring in dankenswerter Weise vor kurzem herausgegeben ist. Karl Marx schreibt:

„Die Philisterei ist die politische Tierwelt, und wenn wir ihre Grillenz anerkennen müssen, so bleibt uns nichts übrig, als dem status quo einmühevoll redt zu geben. Barbarische Jahrhunderte haben ihn erzeugt und ausgebildet, und nun sieht er als ein konsequentes System, dessen Prinzip die entmenschte Welt ist. Die vollkommene Philisterei, unter Deutschland, mußte also natürlich weit hinter der französischen Revolution, die den Menschen wieder herstellte, zurückbleiben; und der deutsche Aristoteles, der seine Politik aus unsern Zuständen abzuhnen wollte, würde an ihre Spitze schreiben: „Der Mensch ist ein gelientes, jedoch völlig unpolitisches Tier“, den Staat aber könnte er nicht richtig erklären, als des Herr Höpfl, der Verfasser des „Konstitutionellen Staatsrechts in Deutschland“, bereits gethan hat. Er ist nach ihm ein „Verein von Familien“, welcher, fahren wir fort, einer allerhöchsten Familie, die nach Demokratie nennt, erb- und eigentümlich zugehört. Je fruchtbarer die Familien sich zeigen, desto glücklicher die Leute, desto größer der Staat, desto mächtiger die Demokratie, weswegen denn auch in dem normaldeutschen Preußen auf den bebenden Jungen eine Prärie von fünfzig Thakern gesetzt ist.“

„Die Deutschen sind so besonnene Realisten, daß alle ihre Wünsche und ihre hochfliegenden Gedanken nicht über das faule Leben hinausreichen. Und diese Wirklichkeit, nichts weiter, acceptieren die, welche sie beherrschen. Auch diese Leute sind Realisten, sie sind sehr weit von allem Denken und von aller menschlichen Größe entfernt, gewöhnliche Offiziere und Landjunker, aber sie iren sich nicht, sie haben recht, sie, so wie sie sind, reichen vollkommen aus, dieses Tierreich zu bebunten und zu beherrschen, denn Herrschaft und Benutzung ist ein Beruf, hier wie überall. Und wenn sie sich hüten, lassen wir über die wimmelnden Köpfe dieser hirtlosen „Weise“ hinsehen, was liegt ihnen näher, als der Gedanke Napoleons an der Vereiuna? Man sagt ihm nach, er habe hunderttausend auf das Gemimmel der Ertrüben und seinem Begleiter zugerufen: „Voyez ces crapauds! (Seht da diese Frösche!) Diese Nachrede ist wahrscheinlich eine Lüge, aber wahr ist sie nichtschonemiger. Der einzige Gedanke des Despotismus ist die Menschenverachtung, der entmenschte Mensch, und dieser Gedanke hat vor vielen andern den Vorzug, zugleich Thatsache zu sein. Der Despot thut die Menschen immer entwürdiget. Er erspähen vor seinen Augen und für ihn im Schlamme des gemeinen Lebens, aus dem sie auch, gleich den Fröschen, immer wieder hervorgehen. Drängt sich nun selbst Menschen, die großer Zwede fähig waren, wie Napoleon vor seiner Dignitätshilft, diese Ansicht auf, wie sollte ein ganz gewöhnlicher König in einer solchen Realität Dialekt sein?“

„Das Prinzip der Monarchie überhaupt ist der verachtete, der verächtliche, der entmenschte Mensch; und Montesquieu hat sehr terecht, die Ehre dafür auszusagen. Er hilft sich mit der Unterwürdigung von Monarchie, Despotie und Tyrannie. Aber das sind Namen eines Begriffs, während eine Unterwürdigkeit bei demselben Begriffe. Wo das monarchische Prinzip in der Majorität ist, da sind die Menschen in der Minorität, wo es nicht bezweifelt wird, da giebt es keine Menschen. Warum soll nun ein Mann, wie der König von Preußen, der keine Proben davon hat, daß er problematisch wäre, nicht lediglich seiner Laune folgen? Und nun er es thut, was kommt dabei heraus? Widersprechende Absichten? Gut, so wird nichts daraus. Dummhätige Tendenzen? Sie sind immer noch die einzige politische Wirklichkeit. Blamagen und Verlegenheiten? Es giebt nur eine Blamage und nur eine Verlegenheit, das Heruntersteigen vom Thron. So lange die Laune an ihrem Platze steht, hat sie recht. Sie mag dort so unbedenklich, so koplos, so verächtlich sein, wie sie will; sie ist immer noch gut genug, ein Volk zu regieren, welches nie ein anderes Geis gelangt hat, als die Willkür seiner Könige. Ich sage nicht, ein koploses Willen und der Verlust der Achtung im Innern und nach außen werden ohne Folgen bleiben, ich nehme die Wirkung des monarchischen nicht auf mich; aber ich behaupte, der König von Preußen wird so lange ein Mann seiner Zeit sein, als die verkehrte Welt die wirkliche ist.“

## Zum Kampf gegen den Zollwucher.

Zur Verhütung der Agrarier verführt die Nord-Altg Zeitung offizität, daß die Regierung den Plan, die Handelsverträge überhaupt nicht zu kündigen, nie gehegt habe.

Der Entschluß, die geltenden Handelsverträge überhaupt nicht zu kündigen, wäre zu niedrig und würde nur eine Stärkung der Position der ausländischen Staaten bedeuten, mit denen wir Handelsverträge auf neuer Basis abschließen wollen. Die deutsche Regierung muß sich also selbstverständlich freie Hand vorbehalten, im geeigneten Zeitpunkt die bestehenden Handelsverträge zu kündigen. Ob und wann dieser Zeitpunkt eintritt, hängt von dem weiteren Verlauf der Dinge, insbesondere von dem Zustandekommen des neuen Zolltariffs und von den Verhandlungen mit den anderen Staaten, ab.

Da die Agrarier mit dieser Erklärung sich zufrieden geben werden, so glauben es nicht. Sie verlangen je Kündigung auf jeden Fall, auch wenn der Zolltariff nicht zu stande kommt.

**Proteste gegen den Sunerattar.** Aus 14 kleineren Deutschlands in der Rheinische Gegend berichtet unser heutiges Parteiblatt wieder über das Ergebnis der Unterdrückungsaktion für die Rettung gegen den Zolltariff. Es sind in diesen Ortschaften, deren Einwohnerzahl noch weit unter 5000 bleibt, 14.347 Unterschriften gegeben worden.

Am schmächtigen Dierame Gmund wurden 7461 Unterschriften gemeldet. In dem ganzen Reichstagswahlkreise, der aus den Dörfern Gmund, Göttingen, Schorndorf und Weisklein gebildet wird, hatten wir 1998 nur 5321 Stimmen.

**Ein weicher Nabe** unter den deutschen Staatsmännern ist der gotische Minister Henig. Beim Empfang einer Deputation legte er, er halte es für die erste Pflicht der Regierung, die Erhaltung des Nahrungsstandes der Volksklassen mit dem niedrigsten und unidestierten Einkommen bei allen politischen Maßnahmen im Auge zu behalten. „Gerade die traurigen Erscheinungen auf dem Arbeitsmarkt, die wir gegenwärtig beobachten, legen diesem Gesichtspunkt aus Gründen der Menschlichkeit wie Politik besondere Bedeutung bei.“

**Von der Erst bis an den Welt** ist die Unversämtheit der Agrarier die gleiche. Am Sonntag hat in Regensburg der bairische Bauernrat tagungenden, der von etwa 5000 Personen besucht gewesen sein soll. Nach diesem Abend legten die Herren ihre bestehenden Wünsche in folgender Resolution nieder:

Der bairische Bauernrat erklärt, die künftige Gestaltung des Zolltariffs ist ein Verbrechen gegen die Landwirtschaft. Die bairischen Bauern verlangen von den verbündeten deutschen Regierungen, besonders aber von der bairischen Regierung, daß die Landwirter wiederholt gegebenen Versprechen auf verstärkten Zollschutz der landwirtschaftlichen Produkte eingelöst werden. Der bairische Bauernrat verlangt für eine Verzollung der Getreide, einbrennen eines Mindestpreises von 6 Mark für die. Eine der Ausbeute entsprechende Verzollung von Weis, Mehl und verchiedenen Mälerer-

100) (Nachdruck verboten.)

## Arbeit.

Roman in drei Büchern von Emile Zola. Aus dem Französischen übersezt von Leopold Klotzweil.

Chatelard entgegnete unbarbarisch:  
„Es giebt aber keine auter Geiraten mehr, da das Gebredt aufgehoben wird. Das ist so ziemlich bedellose Sache. Fortun wird jedes junge Paar neuzunnen sein, sich selbst ein Glück zu schaffen. Da also Ihre Knie den Sohn eines reichen Bürgerz oder den eines Arbeiters erkraten, so wird sie ihren Konstand mit demselben Grundsatze beginnen: die Liebe, Konstand und die Arbeit, das Glück haben, einander zu lieben, und die Arbeit, wenn sie lang genug sind, sich nicht der Tragheit hinzugeben.“

„Es folgte ein langes Schweigen, und man hörte das Klattern eines Bogels in den Nolenbüchen.  
„Ist das also Ihr Rat, Herr Unterpräfekt?“ fragte endlich Magelle niedergebuckelt. „Sie empfehlen uns, diesen Zuzen Bonnaire zu unserm Schwiegerkater zu machen?“  
„Du lieber Gott, ja, warum nicht? Die Erde wird sich wegen ruhig weiter drehen, glauben Sie mir. Und da die beiden jungen Leute sich sehr ehn haben, so werden Sie sich wenigstens des schönen Bewusstseins erweuen, zwei Gländliche geschlossen zu haben.“  
„Gourier hatte noch nichts gesagt. Es war ihm ziemlich peinlich, daß er in einer solchen Sache im Recht getraut wurde, er wenn sie unter dem Namen um hatte, um mit Blauhen, der Tochter der Berge, zu leben, die er nun in seinem ehrenfesten Saute empfing. Und er verriet sich Unbehagen mit den Worten:  
„Ach ja, das beste bleibt noch, sie zu verheiraten. Wenn die Eltern sie nicht verheiraten, gehen sie durch und verheiraten sich selbst. Mein Gott, was sind Sie für Leute!“  
„Gourier hob seine Stimme um Himmel empor, und es bedurfte des namten Gemüts des Chatelards, daß er nicht in Trübhorn verfiel. Anfolge seiner Geliebten von einst, seiner Leidenschaft für die kleinen Arbeiterinnen, war er nun im Alter ein wenig

schwachsichtig geworden, was sich unter anderem in großer Schlafsucht äußerte. Er schlief überall ein, bei Tisch, mitten im Gespräch, selbst auf der Straße, während eines Spazierganges. Er schlief in dem reingierten Ton eines beliebigen Träumen.  
„Was wollen Sie? Was ist die Sündflut, wie viele der uniren sagen. Wir sind abgethan.“  
In diesem Augenblick trat, sehr verärgert, der Präsident Gaume ein. Seine Beine waren geschwollen, und er ging mühsam mit Hilfe eines Stodes. Er war nahezu siebenzig Jahre alt und erneuerte seine Pensionierung, von immer härteren Beschwerden geplagt, gegen die menschliche Gerechtigkeit, in deren Namen er so viele Jahre hindurch geteilt hatte, sich streng an den Buchstaben des Gesetzes haltend, wie ein Priester, der nicht mehr glaubt und sich nur noch an das Dogma klammert. In seinem Saute hatte sich das Drama von Liebe und Verrot unaufrichtig, unbarbarisch weiterentwickelt. Nachdem seine Beine sich vor seinen Augen gefiebt hatte, indem sie ihre Schuld bekannte, hatte seine Tochter das Unheil vollendet, indem sie ihren Mann durch einen Geliebten hatte töten lassen, um dann mit diesem zu entfliehen. Die lüsterne und tofete Tochter betrog den Gatten, so wie ihre Mutter den ihrigen betrogen hatte, und verwickelte ihn schließlich in einen Zwiespalt, der nicht viel besser war, als ein Verd. Durch einen anonymen Brief benachrichtigt, hatte der Saupmann seine Frau in flagrant ertappt, in der Armen eines großen, kräftigen Menschen, der ihm ein Messer anwarf, damit sie ihren Dandel auf der Straße austragen. Wie einige willen wollten, hatte sich der Saupmann nicht einmal vertheidigt, sondern sich einfach über lassen, daß Gutten dieser neuen Welt entliegend, welche ihm nur Schande und Mitleid brachte. Schon seit längerer Zeit war er getrennter Stoyes unübergeben, niedergebückt von dem Untergang alles dessen, was ihm teuer war. Er distantierte nicht mehr, er kämpfte nicht mehr, er sich unthätig dem Siege der Arbeit und des Friedens an, da er offenbar erkannt hatte, daß die Hölle des Schicks ausgeht war. Und wie leicht hatte er noch zuletzt seinen ganzen Mut ungenutzt gemacht, um sich von dem Messer durchbohren zu lassen, dessen Vert seine angebetete, verabschiedungswürdige Frau hielt. So war denn aus dieser entsehlige Sturm über den Präsidenten Gaume hingegangen; seine Tochter war auf der Flucht und wurde von der Polizei verfolgt, sein Schwiegerkater war in einer Blut-

lande gefunden worden und wurde mit durchbohrem Herzen in die Erde gefenkt; und er war allein zurückgeblieben mit seinem nun schon sechzehn Jahre alten Enkel Andre, der einzigen Hinterlassenschaft seiner unglücklichen Tochter, eines armen, liebevollen Knaben, an welchem das schmerzgegrütete Herz des Großvaters mit angfänger Liebe hing. Es war nun genug, das rächende Geischt, das irgend ein altes, unbekanntes Verbrechen schütete, hatte nun wohl endlich seine Zeit erschöpft. Und er fragte sich, welcher jegensdienliche Kraft, welcher Zukunft wahrer Gerechtigkeit und treuer Liebe er dieser Dämigung zulühren konnte, in ihm neu erblühe.

Als man der Saupbere auch ihm die Frage vorlegte, ob er seine Tochter mit Zuzen Bonnaire verheiraten solle, rief Gaume leioch:  
„Geben Sie sie ihm, geben Sie sie ihm, wenn die beiden jungen Leute einander zu lieben, noch weber der Wiederborn der Beine, noch alle sonstigen Einbernisse sie bewegen können, von einander zu lassen. Nur die Liebe entscheidet über das Glück.“

„Welch darauf schied es ihm aber zu reuen, daß er mit diesem Andre auf einen Willen in seine Seele hatte thun lassen; denn er verberg nach wie vor seine wahre Geiselle hinter einer harren Ausgewieite, hinter einem strengen und kalten Antik. Er fuhr fort:  
„Erwarten Sie den Abbe Marie nicht länger. Ach bin ihm eben begegnet, und er hat mich, Ihnen seine Entschuldigung zu überbringen. Er ist zu Madame Jolliet, einer Lante meines Schwiegerkaters, berufen worden, um ihr die letzte Meinung zu reichen, da sie im Sterben liegt. Der arme Abbe hatte Thränen in den Augen; er verriet da eins seiner letzten Bedachtener.“

„Die Waffen sollen nur alle verabschieden!“ rief Gourier der ein unversöhnlicher Feind der Geiselliden geblieben war. „Das ist noch das einzige Gute an der Sache. Die Republik würde noch uns nehmen, wenn sie sie nicht auf sich reifen wollen. Dadurch haben sie das Volk dazu getrieben, alles zu gestehen und selbst die Herrschaft in die Hand zu nehmen.“  
„Armer Abbe Marie!“ sagte Chatelard mittelbig. „Es greift einem aus Gera, wenn man ihn in seiner leeren Kirche anscharren sieht; es ist sehr löblich von Ihnen, Madame

erzuaniffen. Aufhebung der gemeinshafflichen Konfessionen, Minimalsätze für Vieh und tierische Erzeugnisse, für sämtliche landwirthschaftliche Produkte, Tabak, Wein u. s. w. ferner nach den Vorschriften des Ausschusses des Deutschen Reichstages vom 14. Aug. einen Minimum von 70 Mark pro Doppelcentner zu haben.

Die Resolution ist entschieden zu lang. Besser wäre sie besser und deutlicher. Sie möchte dann lauten: „Das arbeitende Volk wird zu dem Hungern verurteilt. Die dadurch erzielten Gewinnschiffelungen den Landwirthen zu, um ihre Not zu lindern.“

### Tagesgeschichte.

Halle 23. Oktober.

#### Insertionen.

Der Bigarettenhändler Oskar Birkge war mehrmals wegen politischer Vergehen mit Gefängnisstrafe bestraft worden. Die letzte dieser Strafen war 1895 gegen ihn verhängt worden. Seitdem lebte er in Adlershof und Berlin, ohne sich das geringste zu schaden kommen zu lassen. Im Februar 1900 verzog er nach Riga und einige Monate später erhielt er einen Ausweisungsbefehl, der ihn nicht nur aus dem Reich seines neuen Wohnortes, sondern zugleich aus Ost- und Westpreußen verbannte und die Gefängnisstrafe, die er sich erlitten, mit ihm Schicksal verurtheilte. Die Ausweisung erfolgte unter Anwendung der unglücklichen Gesetzesbestimmung, die dem Verleihen der Polizeibehörde überläßt, auszuweisen, die zu Justizhaus oder wegen eines Verbrechens, wodurch der Thäter sich als einen für die öffentliche Sicherheit oder Moralität gefährlichen Menschen darstellt, zu irgend einer anderen Strafe verurteilt worden sind.

Nach fruchtloser Beschwärde beim Oberpräsidenten lagte der Ausgewiesene gegen diesen beim O. d. Verwaltungsgericht. Dieses wies am Montag die Klage zurück, da die rechtlichen Voraussetzungen für die Ausweisung gegeben seien, ihre Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit aber durch den Verwaltungsrichter nicht nachgeprüft werden könne.

Durch diese Entscheidung des O. d. Verwaltungsgerichts, der ja vor einigen Tagen erst eine ähnliche vorangegangen ist, feiert das Sozialistengesetz fluchtwürdigen Aufwind seine Wirkungserstreckung. Wie man durch sinnige Auslegung aller möglicher Paragraphen des Strafgesetzbuches und der Gewerbeordnung die wesentlichsten Bestimmungen der Justizhausvorlage hat Wirklichkeit werden lassen, so ist hiermit die Handhabe gegeben, ohne Ausnahmegesetz ausnahmsweise gesetzlich zu wirken.

Da das Ausnahmegesetz nicht mehr besteht und nunmehr alle Staatsbürger unter dem gemeinen Recht stehen, ist der durch das Urteil des O. d. Verwaltungsgerichts geschaffene Zustand einfach ungeschicklich. Er ermöglicht einmal eine doppelte Bestrafung, von der das Strafgesetz nicht weiß, das andere Mal ist mit der reichsgerichtlichen gewährleisteten Freiheitsmöglichkeit aufgehoben. Entgegen den strafrechtlichen Bestimmungen kennt dieser Zustand auch keine Verjährung; die erneute Strafverfolgung kann ausgeübt werden nach beliebig langer Frist seit der gerichtlichen Bestrafung.

Aufgabe des Reichstages ist es, diese landesgesetzliche Ungeheuerlichkeit zu beseitigen, und zwar so schnell als möglich!

**Deutsche Justiz.** In dem Falle des Stuttgarter jungen Mädchens, das zu vierzehn Tagen Gefängnis verurteilt wurde, weil es einen Affen, dem Vater ihres Kindes, nachging, wird der Frankf. Ztg. aus Stuttgart geschrieben: Der Stuttgarter Fall der Verurteilung einer Verlassenen wegen der Verleumdung, die darin gefunden wird, daß sie ihrem früheren Geliebten „nachläßt“, beschäftigt die Gemüther nach wie vor. Es sei bei dieser Gelegenheit mitgeteilt, daß der Strafanzug des Staatsanwalts nicht auf eine sechsmontatliche, sondern, wie der Stuttgarter Beobachter richtig festgestellt, auf eine „mehrmonatliche Gefängnisstrafe“ gelaufen hat, was freilich immer noch gleich unbefriedigend bleibt. Der Frauenrechtsschutz-Verein in Berlin hat sich der Angelegenheit angenommen und von dem Verteidiger Rechtsanwalt Hauptmann Wilschütz des Urteils erbeten. Uebrigens hat das Urtheil, das der Fall erregt hat, bereits dadurch eine Wirkung ausgeübt, daß dem Professor A. der ministerielle Befehl seiner Weiterverlegung aus Stuttgart zugegangen ist. Der Finanzminister wünscht die „schwarze Dame“ nicht mehr vor dem Finanzministerium zu sehen, vor dem sie sich auch nach dem Urtheil für täglich einfindet. Es bleibt abzuwarten, ob sie nun auch in die Oberamtsstadt übersiedelt, in welche der Beamte versetzt wurde.

**Die Zweifelt der Regierung.** Der Quislingminister Schönstedt hat kürzlich in der Bauhandwerkerfrage folgendes Schreiben an den Bund für Bodenreform gerichtet: „Nachdem der im Dezember 1897 veröffentlichte Entwurf eines

Reichsgesetzes, betreffend die Sicherung der Bauhandwerker, unter Berücksichtigung der zu diesem Entwurf eingegangenen Anregungen einer anderweitigen Beratung durch eine aus Vertretern der Reichstäter der Justiz und des Innern, wie der beteiligten preussischen Ministerien zusammengesetzten Kommission unterzogen worden ist, hat das königl. Staatsministerium beschlossen, die aus den Beratungen dieser Kommission hervorgekommenen Entwürfe nebst Begründung zu veröffentlichen.

Das Ergebnis der dreizehnstägigen Beratungen sind zwei neue Gesetzesentwürfe, die mit A und B bezeichnet sind, sich in wesentlichen Bestimmungen widersprechen und als die Ansichten zweier verschiedener Gruppen in der betr. Kommission der Öffentlichkeit unterbreitet werden. Eine ministerielle Vorlage ist demnach noch im weiten Felde.

Auf das Gerede von der Einheit der Regierung wird also hier verzichtet. Jede Partei in der Regierung vertritt sich in der Frage ihren eigenen Gesetzentwurf.

Warum schlägt man das gleiche Verfahren nicht auch sonst, so namentlich in der Volkspolitik, ein?

**Wilhelm II.** soll den Wunsch ausgesprochen haben, daß bei Reisen privater Natur Empfänge und Begrüßungen seitens der Behörden und auch seitens der Vereine unterbleiben sollten. Dementsprechend wird bei dem bevorstehenden Besuch des Kaisers in Oberitalien verfahren werden, und es ist den Kriegervereinen, die eine Begrüßung des Kaisers planten, mitgeteilt worden, daß der Kaiser eine solche nicht wünsche.

**Einen Glückwunsch** an die Kaiserin zum Geburtstage zu senden, hatten die Berliner Stadteordneten besänftigt abgelehnt. Auf dem Rathause weihen gefahren aber trotzdem die Flaggen!

**Geld sinkt nicht.** Ein edler deutscher Antisemit mag keine Juden leiden, doch ihre Gelder nimmt er gern. Vor dem Schöffengericht in Marburg wurde gestern die Verleumdungsklage des antisemitischen Reichstags-Abgeordneten Werner gegen den früheren Redakteur der Hessischen Landeszeitung, Erdmannsdorffer, verhandelt. Er hatte in seinem Blatte die antisemitischen Abgeordneten Werner und Siebel bespöttelt, daß sie dem jüdischen Parlamentsjournalisten Dr. Hamburger Berichte gegen Verachtung lieferten. In der gestrigen Verhandlung gelang dem Kläger die Richtigkeit der Behauptung des Angeklagten zu erweisen; er habe thatsächlich an Dr. Hamburger, allerdings unter dem Decknamen des Journalisten Dabiel solche Berichte verkauft. Das Gericht erkannte deshalb auf Freisprechung, fand aber in einer später von Erdmannsdorffer veröffentlichten Briefkastennote der Deutschnationalen Blätter in Leipzig, in der Erdmannsdorffer Werner öffentlich auffordert, ihn doch wegen Verleumdung zu verklagen, eine Verleumdung gemäß § 185, also eine persönliche Verleumdung und erkannte hierauf auf 50 M. Geldstrafe.

Die deutsche Antisemitin sei eine vom Unglück arg verfolgte Gesellschaft. Man könnte Mitleid mit ihnen haben.

**Kriegervereinliches.** In Hannover hat der Vorsitzende des Garde-Vereins vor einiger Zeit den Majormeister Thiermann zum Eintritt in den Gardeverein beantragt. Thiermann ist Waise. Jetzt ist der Vorsitzende vor den Polizeipräsidenten von Hannover abgelehnt worden, der ihm bedeutete, daß der Waise aus dem Verein ausgeschlossen werden müßte. Dazu bemerkt die Germania:

„Erst wurden nur die Sozialdemokraten als unwürdige Mitglieder der Kriegervereine bezeichnet und deren Ausschluß verlangt. Dem nun in dem bevorstehenden Beginn des Jahres die Waise Thiermann zum 17. August 1898 die Waise an die Anhänger der Freiwilligen Volkspolizei, und jetzt hindert bereits die Waisen als „Waise“ bestimmt. Wenn in dieser Weise vorgegangen wird, die politische Stimmung der Mitglieder der Kriegervereine auszuhebeln, dann wird man schließlich keine Mitglieder, sondern nur die Waisen haben. Und wie lange wird es dauern, dann wird die Ultramontane nicht mehr würdig einer Kriegervereinungsmitgliedschaft sein.“

Die Kriegervereine sind längst Hülfsstützen der Scharfmacherpartei. Wer nicht zu den Letzteren gehört, ist viel mehr bestraft, sehr am besten dem ganzen Kriegervereinswesen den Rücken.

**Graf Waldersee** ist als Zeuge für den am 25. d. Mts. stattfindenden Sonnenprozeß gegen den Stuttgarter Beobachter geladen.

**Heinrich XXI.** von Ruß. d. V. scheint auch ein Duellgegner zu sein. Es wird aus Greiz gemeldet: „Der Vorliegende des Anti-Duellkongresses, Herr Karl v. Kövvenstein, ist vom Fürsten Ruß. d. V. in mehrstündiger Audienz empfangen worden.“

**Ans der Kaiserin.** Die Berl. N. M. melden, daß in Kassel ein erst kürzlich eingetretener Mord an dem Folgen einer Mithandlung geschehen sei. Er soll nachlässig und un-

pünktlich im Dienst gewesen sein und deshalb (?) mit vertriebenen Werkzeugen und Ausrüstungsgegenständen von den Mannschaften (?) der 4. Eskadron des 14. hessischen Cuirassier-Regiments derart mißhandelt worden sein, daß er schwere Verletzungen am Kopf davontrug.

**Wegen Kaiserbefehls** verhandelte die 2. Strafkammer des Berliner Landgerichts gestern gegen das französische Militär La Carleure. Es wurde auf Einziehung aller Exemplare erkannt.

### Ausland.

**Oesterreich.** Im Abgeordnetenhaus beschloß der volkswirtschaftliche Ausschuss, das Verbot des Getreidemittelhandels und eine Reformierung der Brodsteuer zu beantragen.

Die sozialdemokratischen Abgeordneten haben am Dienstag 1897 Petitionen mit 57600 Unterschriften wegen Einführung der allgemeinen Invalidentät und der Altersversicherung und der Witwen- und Waisenversicherung überreicht. Demnach sind in gleicher Angelegenheit die Petitionen von 1228 Gemeindevertretern und 1141 Arbeitervereinen eingegangen.

**Frankreich.** Die Kammeression ist am Dienstag wieder eröffnet worden. Wie verlautet, werden sämtliche sozialistische Abgeordnete der Grubenbesitzer vom sozialistischen Grubenbesitzer ausbezahlt, die Regierung sofort über den Grubenbesitzer auszufragen und der Regierung ihre Ansicht über den Streik mitzutheilen.

Es ist möglich, daß sich in der Kammer eine Debatte über die allgemeine Politik der Regierung entspinnen wird, da nicht weniger als 63 Interpellationen vorliegen, doch ist die politische Situation allgemein ruhig. Die Budgetkommission hat ihre Arbeit noch nicht beendet.

**Petroleum-Staatsmonopol.** Das Rohpetroleum ist in Frankreich mit einem Zoll von 9 Frs. pro Hektoliter belegt, das raffinierte mit 12 50 Frs. Ein Hektoliter Rohpetroleum giebt nicht ganz einen Hektoliter raffiniertes, jedoch verbleiben den inländischen Raffineuren immer noch 2 50 Frs. pro Hektoliter; insgesamt erzielen die Raffineure aus dieser Differenz einen Ueberschuß von 8 Millionen Franks. Die Budgetkommission hat nun einen Projekt angenommen, welches dem Staate das Monopol der Petroleum-Kaufmannschaft zurückgibt.

**Griechenland.** Absolutistische Geküste. Wie verlautet, beabsichtigt der König von Griechenland eine neue Verfassung für Griechenland auszuarbeiten, wodurch die königlichen Rechte erweitert werden sollen. Es soll eine zweite Kammer errichtet werden, deren Mitglieder vom Könige ernannt werden würden. Die englischen Blätter, welche von diesem Vorhange Kenntnis erlangt haben, glauben zu wissen, daß die griechische Bevölkerung einen solchen Vorgehen feindselig gegenüber stehen würde, und daß der Vorschlag eine revolutionäre Bewegung nach sich ziehen könne.

**Rußland.** Das neue Gesetz über die Wehrpflicht in Finnland, das Russland den Finnen in verfassungswidriger Weise aufgezwungen hatte, sollte an den beiden letzten Sonntagen im September in ganzen Lande von den Stangen herunter durch die Wehrpflichtigen verlesen werden. Da aber viele von diesen Bedenken dagegen äußerten, sandte der Großfürst Jhrkare herum, worin er sie dätürlich ermahnte, sich nicht dem Willen der Obrigkeit zu widerlegen. Gleichwohl haben 50 Geistliche das Gesetz, ohne es verlesen zu haben, zurückgewiesen und 20 andere haben um Dispensation von der Verlesung nachgesucht. Soweit bis jetzt die Nachrichten vorliegen, ist das Gesetz nicht in einem einzigen Kirchspiel des Landes vorchriftsmäßig verlesen worden; entweder verließ die Gemeinde die Kirche frühzeitig, sobald mit der Verlesung begonnen werden sollte, oder es wurde leucht protestiert, oder man räumte die Kirche unter lauten Protesten.

Ueber das Zustandekommen der Massenpetition gegen das Wehrpflicht-Gesetz wird jetzt aus Helfförs mit anderen Berichten: „Die Petition wurde in 10 000 Exemplaren gedruckt, durch freiwillige Boten über alle Teile des Landes verbreitet und in kürzester Zeit von einer halben Million des Vereins und Schreibens fünfzig Blätter unterzeichnet. Das alles müßte natürlich in größter Heimlichkeit vor sich gehen, denn das Volk Finnlands besitzt nun keine Versammlungsfreiheit mehr wie im Jahre 1899, wo der Wortlaut der Petition an den Jaren in allen Kirchen verlesen wurde. — Das Resultat muß als ein großartiges angesehen werden und zeigt aufs beste, wie tief die Unruhe und das Mißbehagen über das neue Wehrpflichtgesetz ins Volk gedrungen ist.“

**England.** Eduard wird ungemütlich. Wie der Daily Express erklärt, leidet Salisbur nicht aus freien Stücken darin nach England zurück, als er beabsichtigt, sondern auf energischen Wunsch König Eduards, welcher wirksamere Maßregeln zur Beendigung des Krieges nach der seiner Krönung ergreifen zu sehen wünscht.

Maquelle, daß Sie ihm nach wie vor Wachssterzen für die heilige Jungfrau senden.“

Wieder trat ein Schweigen ein, der Schatten des unglücklichen Vaters noch vorüber durch die sonnige, rosenbuntdufelte Luft. Er hatte mit Venera sein geliebtestes und treuestes Pfandstück verloren. Allerdings war ihm Madame Maquelle geblieben; aber sie war keine wirklich gläubige, sie betrachtete die Religion bloß als eine Fierde, als ein unentbehrliches Attribut vollwichtigen Bürgerturns. Und der Abbe mußte, welchem Schicksal er entgegenstehe, er sah voraus, daß man ihn eines Tages in seinem Alter finden werde, unter den Zeichnern der kirchenwärtigen Begräbnisse, die schon sehr schabhaft war, und die er aus Mangel an Geld nicht reparieren lassen konnte. Wieder im Stadthaus noch auf der Unterpräfektur verbrachte man über Mittel zu diesem Zwecke. Er hatte sich an die Gläubigen gewendet und hatte mit großer Mühe einen lächerlich unbedeutenden Betrag zusammengebracht. Nun erwartete er regelmäßig den Zutritt zum Venera sein geliebtestes und treuestes Pfandstück, sondern die Abbe mußte sich die über seinen Kopf schwebte. Seine Kirche lernte sich, ihn Gott täglich langsam zu sterben, und er wollte mit ihm sterben, wenn das alte Gotteshaus eines Tages auseinanderbrach und das große Christusbild an der Wand hin mit seiner Wucht erdrückte. So wurde er dann mit ihm in dasselbe Grab sinken, in die Erde, wohin alles zurückkehrt.

Madame Maquelle war übrigens durch eigenen Kummer viel zu sehr in Anspruch genommen, um sich in diesem Augenblick an dem traurigen Schicksal des Abbes Marie zu befehlen. Wenn diese Sache nicht bald ein Ende nahm, so fürchtete sie, ernstlich krank zu werden, die ihrer namenlosen Krankheit zu viele Stunden der Aufmerksamkeit und Berücksichtigung verbannte. Ihre Gäste waren nun vollständig, und sie hatte ihren Pflichten verlassen, um den Thee einzunehmen, der in den durchsichtigen Porzellanstücken dazwischen, während ein Sonnenstrahl die kleinen Kunden vergoldete, die appetitlich und in reicher Zahl die Gläser füllten. Sie schüttelte den Kopf, mit schmerzlichen Ausdrücken auf ihrem vollem, friedlichen Gesicht.

Was Sie auch in Gedanken, werden Freunde, die heute bereit sind mit einer neuen Maßnahme, und ich kann mich nicht dazu entschließen.

„Wie werden noch warten“, sagte Maquelle. „Wir werden Luilens Geduld erproben.“

Aber die guten Leute bestimmten erdröden, als sie plötzlich Luise sehen sahen. Sie hatten geglaubt, sie sei in ihrem Zimmer, auf der Chateaufolge ausgehritten, an der geheimnisvollen Bewegung, die nach dem Wahnwitz des Soldats Marvare bloß der geliebte Mann heilen konnte. Sie mochte wohl ahnen, daß hier über ihr Schicksal entschieden wurde, hatte sich ihre schönen schwarzen Haare aufgeschleut, war in einen weißen Schlorack mit kleinen roten Blumen geschleut und herabgeleut. Nun stand sie da, tief atmend vor leidenschaftlicher Bewegung, reißend anzuheben mit ihrem feinen Gesichtchen, mit der etwas schiefgestellten schwarzen Augen, deren munteres Blitzen selbst der Kammer nicht ganz hatte überschritten können.

„O Mama, o Papa, was sagt Ihr da? Glaubt Ihr denn, daß es sich bei mir bloß um eine Nimmerlaube handelt? Ich habe Euch erklärt, daß ich Lucien zum Mann haben will, und Lucien wird mein Mann werden.“

Maquelle, durch diese Ueberrumpelung fast besiegt, wehrte sich gleichwohl noch.

„Aber, unglückliches Kind, bedene doch. Unter Vermögen, das Du einmal erben solltest, ist bereits vermindert, und Du wirst vielleicht eines Tages ohne Geld dastehen!“

„Sei doch nur vernünftig“, sagte Madame Maquelle in dringender, Ton, „du hast einen sehr wohlhabenden Mann bekommen.“

„Da sprach Luise heilig und zugleich in fröhlichem Uebermut los.“

„Ich mache mir nicht so viel aus Eurem Geld! Ihr könnt es behalten, Euer Geld! Wenn Ihr es mir mitgeteilt, Euer Geld, so würde Lucien mich nicht heiraten. Warum denn Geld? Wozu braucht man Geld? Doch nicht, um sich zu heben und glücklich zu sein? Lucien wird verdienen, was wir brauchen, und wenn es nötig ist, werde ich auch verdienen. Das wird Wunderdroll sein!“

„Er ist doch mit solch jugendlicher Kraft, solch außerordentlichen Feuer hinaus, Herr Vater, in der Welt, sie ist noch außer, den Verstand zu verlieren, ich besitze, ihre Zustimmung zu geben, um sie zu beruhigen. Sie waren übrigens auch nicht die Leute, um noch länger zu widersehen, denn sie wollten vor allen Dingen wieder Ruhe und Frieden um sich

haben. Der Unterpräfekt Chateaud, der Bürgermeister Courrier und der Präsident Gaume waren, ihren Zauber durch, mit einigermaßen belehmenen Räcken dieser Szene geblieben, denn sie fühlten, daß die freie Liebe dieses unglücklichen Kindes sie alle wohlgeheile wie Strohhalm. Man müßte wohl zulassen, was man nicht verhindern konnte.“

Chateaud sprach in seiner lebenswürdigen, kaum merktlich traurigen Weise das Schlußwort.

„Ihr Freund Courrier hat recht. Wir sind abgethan, denn wir Kinder reagieren nur die Welt.“

Die Hochzeit Lucien Bonnaires mit Luise Maquelle fand einen Monat später statt. Am 11. des Verquinen zu machen, wußte Chateaud seinen Freund Courrier zu bereden, daß er am Hochzeitabend einen Ball im Stadthaus gab, angeht fremde Freunden, den Maquelle, zu Ehren. Im Wirklichkeit fand es Chateaud sehr lustig, die Bürgergesellschaft Bonnaires auf dieser Hochzeit tanzen zu sehen, die gleichzeitig das Symbol der Herrschaftübernahme des Volkes war. Die Festtage sollten auf den Ruinen der gestirnten Autorität tanzen, in diesem Stadthaus, das allmählich zum wirklichen Gemeinhaus wurde, da die Rolle des Bürgermeisters schon jetzt nur noch darin bestand, das verbindende Glied zwischen den verschiedenen sozialen Gruppen zu bilden. Der Ball war prächtig geschmückt, es gab Geigung und Lora, was bei der Hochzeit Bonnaires und Maquelle auch hier erhoben sich laute, freudige Juchens, als das junge Paar erschien, Lucien bestrichlich und freitlich, mit allen Kameraden von der Credence Luise, zierlich und lebhaft, gefolgt von der guten Gesellschaft Bonnaires. Deren Anwesenheit die Maquelle, als eine Art letzten Beileides, durchaus gewünscht hatten. Es geschah, daß die Gesellschaft in dem Saal des Volkes unterging, von der allgemeinen Freude mitgerissen und verstritten wurde, so daß aus diesem Abend viele neue Ehen zwischen jungen Männern und Mädchen der beiden Klassen entstanden. Ueber triumphierte die Liebe, die allmähliche Liebe, die einige Demokratie des lebenden Weltalls, die es seiner glücklichen Bestimmung austrägt.

(Fort. folgt)

Ob die Buren so rüchlichvoll sind und sich vor der Arndung des armen Edward befehen lassen?

### Der Krieg in Südafrika.

In fortwährend anhaltendem Kleinkriege gelingt es den Engländern nicht, trotz ihrer Liebermacht einen Erfolg über die kleinen, schnellbeweglichen Burenkommandos davonzutragen. Mit dem englischen Erfolg von ausgebildeten Mannschaften und Waffen scheint es sehr selten bestellt zu sein.

Vord Stüchener hat abermals telegraphisch dringend um Sendung weiterer ausgebildeter Kavallerie gebeten. Eine eilige Beschäftigung durch den General Inspektör der Kavallerie General Grant ergab, daß nicht mehr als 8000 Mann zur Verfügung stehen.

Ueber den Kleinkrieg in Südwelt-Transvaal findet sich in einem an die Wochenzeitung in den Niederlanden gerichteten Privatbriefe folgende anschauliche Schilderung: „In unserer Gegend spüren die Buren ganz gewaltig herum. Neulich gingen 10 Mann von der Chornelle'schen Infanterie wie gewöhnlich als Wachposten auf einen Hügel, von dem aus man eine Weide, die ungefähr 2 1/2 Meilen von Merksdorp entfernt ist, übersehen kann.

Dort hatten sich jedoch schon Buren eingemietet, die ihnen „Handy up“ zuriefen. Das thaten sie aber nicht, sondern schossen auf die Gegner, von denen zwei gefallen sein sollen; sie selbst hatten einen Schwerwundenen. Schließlich ergaben sie sich den Buren, welche sie total auslödeten und dann heimführten.

Zwei Tage später passierte 14 Mann von den 13. Husaren daselbst. Man hatte ihnen einen Schlaf ausgebadeten Hinterhalt gelegt, eine von den Husaren wurde tödlich verwundet. Der Rest ergab sich und kam im Kommando zum Lager an. Tags darauf zogen 48 Leute vom 13. Husaren-Regiment mit einigen „Imperial Rifles“, unter Führung eines Offiziers der letzteren, in die Richtung der West-Kommando. Kurz vor der Stadt lagen sie einen stützenden Trupp Buren, denen sie nachsetzten. Auf einmal schickte sie hinten, vorn und neben sich Buren wimmeln. Die Mannschaften sahen ab und eröffneten das Feuergefecht; ihre Pferde gallopierten nach der Stadt zurück. Die Husaren deckten sich hinter ihren Zittern, aber die Augen durchschlugen diese; dadurch fielen zwei Mann und wurden auch verwundet. Der Rest ergab sich. Die Leute kamen, nur mit einer Wundbühne bekleidet, im Lager an. Die 13. Husaren nennt man nunmehr das „Admiral-Regiment“.

Aus dem Leben Lord Kitcheners. Die Berliner Zeitung Figaro veröffentlicht eine Lebensbeschreibung Kitcheners, aus welcher zu entnehmen ist, daß derselbe 1870 gegen die Deutschen gekämpft hat. Sein Vater war ein alter Oberoberst, der im Krimkrieg die berühmte englische Flotte von Balaklava mitgemacht hatte. Nach Ausscheiden aus dem Heere hatte sich der Alte nach Frankreich zurückgezogen und erhielt dort 1870 den Befehl seines Sohnes, des jetzigen Oberkommandierenden in Südafrika. Die französische Armee des Kaiserreiches war damals gerade geschlagen, und die Republik formierte ihre Massen auf. Der junge Kitchener trat in das Mobilgardement von Chant, und kämpfte somit auf französischer Seite gegen Deutschland. Da er englischer Offizier war, erhielt er bei seinem Eintritt den Rang eines Leutnants. Später wurde er einem Stabe zugeteilt und nahm an den Kämpfen bei Orleans teil. Eine gefährliche Augenentzündung machte seinen damaligen kriegerischen Thaten ein Ende und führte er später nach England zurück.

### Soziales.

Geistesleben und Geisteskrankheit. In einer der letzten Sitzungen des Londoner Gesellschaftsvereins wurde berichtet, daß die Geisteskrankheiten für 17 477 Geistesranke zu sorgen habe; es sind dies 22 Prozent der freien von England und Wales. Die Zunahme sei eine so schnelle gewesen, daß in der letzten Zeit sich ein Mangel von über 1000 Betten eingestellt habe. Im letzten Jahre allein wurden 3331 mit geistigen Defekten Bekleidete in die südlichen Asyls eingekerkert; davon waren 1671 Männer und 1890 Frauen. Von diesen konnten 35,28 Prozent noch vor einjähriger Behandlung wieder entlassen werden. Viel ungünstiger ist das Quantitätsverhältnis: von den 17 477 sind im letzten Jahre 7,38 Prozent als geheilt entlassen. — Nach den eingehenden Untersuchungen der Direktion der Asyls mußte auch hier wieder festgestellt werden, daß Alkohol und Armut die hauptsächlichsten Ursachen der Geisteskrankheiten bilden. Aus den Distrikten London, wo der Hunger der tägliche Gast und die Schandhäuser die besten Geisteskräfte machen, wo die Hausarmer sich ihre elenden Häuser mit Gold aufwiegen lassen, kommt die größte Zahl dieser Unglücklichen. Während im dem Vorort Hampstead auf das Tausend Einwohner nur 1,9, in Weymouth 2,5 Geistesranke gezählt wurden, kommen auf die City-Distrikte St. Georg 5,7, Bananas 6,7, Whitechapel 6,7, Colborn 8,1, auf dem Strand-Distrikt gar 10 pro Tausend der Einwohner.

— **Notstandsarbeiten.** Die sozialdemokratische Fraktion der zweiten heftigen Ständekammer hat folgenden Antrag eingebracht: Die Kammer wolle beschließen, die großherzogliche Regierung zu erlauben, bezw. Verringerung der überall sich fühlbar machenden Arbeitslosigkeit alle irgendwenn in Frage kommenden öffentlichen Arbeiten in beschleunigter Weise in Angriff nehmen, und ev. der Kammer eine Vorlage über die Notstandsarbeiten zugehen zu lassen.

— **Die Zusammensetzung der Berliner Drechsler** hat mit 134 gegen 5 Stimmen ihre Auflösung beschlossen. Sie zählte etwa 200 Mitglieder.

### Parteiaussichten.

— **Die Hamburger Parteigenossen und die Affordmaurer.** Am Freitag beschloß sich die sozialdemokratischen Vereine der drei Hamburger Wahlkreise mit der Affordmaurerfrage. Legien hatte das Referat. Er schilderte die Entwicklung der ganzen Streitfrage sehr ausführlich, kritisierte noch einmal den Spruch des Schiedsgerichts und der Kontrollen sehr scharf und be sprach sodann die Verhandlungen des Südböher Parteitag's über die frivole Frage.

Nach längerer Debatte, an der sich u. a. Frau Steinbach und B. Bömelberg beteiligten, gelangte folgende Resolution zur Annahme:

„Nachdem alle Instanzen des Partei (Schiedsgericht, Kontrollen und Parteitag), welche in der Angelegenheit der Affordmaurer zu entscheiden hatten, sich dahin ausgesprochen haben, daß die Handlungsweise dieser Maurer aus scharfste zu verurteilen und im höchsten Grade unethisch ist, nachdem ferner der Parteitag in Lübeck beschlossen hat, den letzten Entschluß in der Sache der Parteigenossen Hamburgs zu überlassen, hätte die heutige gemeindefürsorgliche Mitgliederversammlung der sozialdemokratischen Vereine zu beschließen, daß die Maurer, welche sich des Sperr- und Organisationsbuchs schuldig gemacht haben, aus der sozialdemokratischen Parteiorganisation ausgeschlossen werden.“

„Obgleich zu dem letzten Mittel, dem Ausschluß, gegriffen wird, richtet die Versammlung nochmals die Mahnung an die in Frage kommenden Maurer, namentlich im Interesse der gesamten Arbeiterbewegung von ihrem schädlichen Tun abzulassen.“

Die Versammlung beschloß, eine Kommission von 7 Mitgliedern einzusetzen, welche den Auftrag erhält, die gesamten Affordmaurer zu einer Meinungsäußerung darüber zu veranlassen, ob sie bereit sind, dieser letzten Mahnung Folge zu leisten.

Sollte auch dieser letzte Versuch, eine Einigung herbeizuführen, scheitern, so haben die örtlichen Parteiorganisationen ohne weitere Nachprüfung diejenigen Mitglieder auszuschließen, welche in der dem Parteitag unterbreiteten Proklamation sich selbst als des Sperr- und Organisationsbuchs schuldig bekannt haben und sich auch jetzt nicht den Beschlüssen der Majorität unterwerfen wollen.“

In die Kommission wurden gewählt: die Hgg. Wolfenbühler und v. Elm, Bömelberg, Frau Steinbach, S. Stubbe, Vorsitzender des 3. Hamburger Wahlkreises, Zimmerer Peters und H. Berard.

### Gewerkschaftliches.

Die Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands bemerkt in der neuesten Nummer ihres Korrespondenzblattes folgendes zu der Antwort Böhlins auf die Anregung der Brünswäler, welche hätte auch das Unterstützungsvereins des Buchdruckerverbandes einer gemeinsamen Organisation zwischen Brünswäler und Gehilfen übertragen werden:

„Herr Böblin ist gewiß ein sehr höflicher Mann. Als solcher glaubte er, den Wunsch des um das Wohl der Gehilfen so überaus besorgten Unternehmervertreter nicht unbeantwortet lassen zu sollen, und die Antwort ist höflich und friedlich aus, wie die Gehilfen der gewinnamer Kontrahenten lauten. Wir bezweifeln aber, daß der Buchdruckerverband auf die Anregung des Herrn Böblin aus voller Willigkeit ebenso bereitwillig eingehen wird, denn die Preisgabe des Unterstützungsvereins und die gemeinsame Organisation mit den Brünswäler, das würde die Preisgabe des Brünswäler Verbandes selbst und damit der durch jahrzehntelange Kämpfe errungenen Nachstellung der Gehilfenbedeutet. Hierbei wäre dann eine Anerkennung des Brünswäler Williger Harmonie mit den Unternehmern, und zwar in einer radikalen Konsequenz, wie sie selbst von den Brünswäler Gewerkschaften nicht einmal im Traum erwogen würde, denn auch diese fühlen noch immer auf der Gewandlung der Brünswäler Organisation und selbständige der Unterstützungsvereins. Die Buchdrucker-Gehilfenhaft wird also schon um ihrer Selbständigkeit und Selbstverwaltung willen auf jede Weiterberatung der verdrängten Wünsche des Herrn Böblin verzichten. In der Arbeiterschaft hat natürlich auch die Erwiderung Böhlins eine Auslegung gefunden, die dem Buchdruckerverbande nicht sehr angenehm sein kann. Am Interesse eines gedeihlichen Zusammenwirkens mit der gesamten Arbeiterbewegung, an der dem Buchdruckerverband mindestens ebenso viel liegen muß, als an einem guten Auskommen mit den Unternehmern, wäre zu wünschen, daß mit dieser zu Weisheiten und Vermittlungen führenden und von der Tarifvereinbarung leicht zu trennenden Brünswäler Vereinigungen Schritt etwas härter und still erzwungen umgangen würde. In der Diplomatie der Gewerkschaften sind solche Allianzen höchst unerwünscht.“

Das Gewerkschaftshaus in Stuttgart ist durch einen großen Anbau erweitert worden. Im Jahre 1893 gründeten die Stuttgarter Gewerkschaften ihr eigenes Heim. Daselbe

wurde vielmehr in den Räumen des Gasthauses zum Hirsch untergebracht. Schon nach fünf Jahren hatte das neue Unternehm sich so gut entwickelt, daß es in das fünfjährige für den Preis von 225000 M. erworbene Gasthaus zum goldenen Bären übergeben konnte, was eine weitestgehende räumliche Erweiterung bedeutete. Bald erwarb sich auch das neue Haus als so klein, es wurde deshalb einige Nachbargebäude angekauft und an deren Stelle im vergangenen Sommer der Erweiterungsbau angeführt. In den neuen Räumen können sich nunmehr gleichzeitig 2000 Personen aufhalten und 100 Fremde beherbergt werden. Das Gewerkschaftshaus in seiner gegenwärtigen Gestalt repräsentiert einen Wert von 640000 Mark. Ein gutes Zeichen für die innere Leistungsfähigkeit der Stuttgarter Gewerkschaften, die sich hofentlich auch in der Zukunft kräftig weiter entwickeln und gedeihen werden.

### Ausland.

Frankreich. Vom Generalfreie der Bergarbeiter. Die letzten Nachrichten betreffen: Das in Saint Etienne tagende Komitee Federal der Minerarbeiter bemüht über seine Verhandlungen die strengste Disziplin. Man erzählt nur, daß mit vier gegen drei Stimmen der Antrag der Gemäßigten, statt des Generalfreies eine einjährige Arbeitsruhe zu beschließen, verworfen worden ist. Gestern Abend lösten die Anhänger des Generalfreies die Oberhand zu haben, doch verließen offenbar die Gemäßigten die Proklamierung, weil sie hohen, die Reinerziehungslohn wurden in der heute zusammengetretenen Kammer einen Zwischenfall herbeizuführen, der zur Verurteilung des Gemäßigten beitragen könnte.

Dänemark. Der Streik im Küstlicher Schifferverier ist mit Ausnahme der Grube Warhage zu Ende. Ueber 2000 Bergleute sind nicht wieder eingestellt worden.

Italien. Der Streik der Mailänder Bädergehilfen ist durch Verständigung mit den Arbeitgebern beendet worden.

### An alle Arbeiter von Halle.

Während in manchen Berufe die Arbeiter lediglich aus eigener Kraft ihre gewerkschaftliche Organisation haben können, liegen in anderen Berufen die Verhältnisse so, daß die Angehörigen auf die Mithilfe aller anderen Arbeiter angewiesen sind. Zu diesen Berufen gehört das **Barbier- und Friseurgewerbe**. Trotz wiederholter Anstrengungen ist es bisher noch nicht gelungen, den organisierten Barbier- und Friseurgehilfen von Halle den erforderlichen Einfluß auf die Gestaltung ihrer Lohn- und Arbeitsbedingungen, die meist noch tieftraurig sind, zu verschaffen. Zum Teil liegt das an der offenen oder stillen Generalschaft der Meister, zum Teil am Individualismus mancher Gehilfen.

Nach einem kurzen Aufschub, wurde die Organisation genommen hatte und der zu schönen Hoffnungen berechtigt, ist sie jetzt an dem toten Punkte angekommen. Und obwohl sich die organisierten Gehilfen alle Mühe geben, macht ihr Verband hier in Halle nur geringe Fortschritte. Denn ist die letzte Besize abzuheben, weil die Arbeiter der anderen Berufe zu wenig mithelfen.

Wie in anderen Städten, so ist auch hier in Halle vom Gewerkschaftsrat den Barbiergehilfen die Zustimmung zur Einführung von Kontrollkarten erteilt worden. Es ist nur erforderlich, daß jeder Arbeiter, wenn er sich raieren oder die Haare schneiden läßt, den ihn bedienenden Gehilfen nach der Kontrollkarte fragt, auf deren Rückseite zwölf Felder für je einen Monatsstempel sich befinden. Ein einziger Blid genügt, sich zu vergewissern, ob der betreffende Gehilfe seinen Verbindungspllichten nachgekommen ist.

Die Karten sind vor kurzem zur Ausgabe gelangt und beginnen mit dem Stempel für Oktober.

Laufe sich kein Arbeiter durch einen Gehilfen mit der Kontrolle abheben, er wisse nicht, wozu er sich zu wenden habe. Denn einmal wäre das schon ein sehr schlimmes Zeichen, wenn ein Gehilfe, nachdem seine Organisation seit Tage und Tag besteht, nicht wüßte, wo er die Aufnahme in den Verband bewirken kann, und ferner ist wiederholt den Gehilfen mitgeteilt worden, daß jeden Donnerstag abend von 7/10 bis 11 Uhr Märkerstraße Nr. 21 bei Franke die Versammlungen stattfinden.

Arbeiter! Je schwerer die Zeit ist und die wirtschaftliche Krise uns niederdrückt, desto notwendiger ist die Beschäftigung strengster Solidarität über die Grenzen des eigenen Berufes hinaus. Setze darum jeder streng darauf, daß der Barbiergehilfen, von dem er sich bedienen läßt, seinen Pflichten genügt. Jeden Monat geben eine einmalige Anfrage. — Je allseitiger die Kontrolle durch die Kunden eines Barbiergehilfes ausgeübt wird, desto wirksamer wird die Maßnahme sein.

### Das Gewerkschaftsratell.

### Gerichtssaal.

### Strafammer.

Halle a. S., 22. Oktober. **Vollbeamte mit 220 Mk. pro Tag** werden auch noch in der Großstadt Halle beschäftigt. Es darf deshalb nicht auf-

### Spezialität:

# Kleider-Stoffe.

Ausserordentlich geschmackvolle Neuheiten in tausendfacher Muster-Auswahl, nur bestbewährte vorzügliche Qualitäten,

das Meter von **25 Pf.** an bis zur elegantesten Art.

Halle a. S.

Geschäftshaus

# J. Lewin.

Marktplatz 2 u. 3.





werden. Dies, die nichts weniger als schmeichelt, sondern...  
Den Einwand, es sei nötig wegen der Aussicht des Nachts...

Den Einwand, es sei nötig wegen der Aussicht des Nachts...  
den Leuten die Stille häufig anderen Mächten als Schlafmitteln...

Aber Herr Landmann, wenn Sie die Aussicht des Nachts...  
den Stühlen so nötig halten, wer schickt denn da in dem Schlaf...

Wadeburg. Abermals ein Eisenbahner-Prozess...  
Am 2. September 1900 soll der Gaskutter Vater den Blas für...

**Kontrollverhandlungen.**

- Kreis Merseburg.  
Die Kontrollpflichtigen haben sich zu stellen:  
In Beuditz am 1. November 8 1/2 Uhr vormittags im Gasthof...

**Versammlungsberichte.**

In einer sehr stark besetzten Parteiverammlung...  
am 19. d. Genosse Klefflich Bericht über den Arbeiter...

**Vermischtes.**

Albert Vorhing.  
Seit die der 100. Geburtstag Albert Vorhings...  
in seinen Eltern, Jar und Zimmermann, Der Waisenkind...

hier eine Skizze folgen, die Vorging über sein Leben...  
und Schaffen selbst niederschreiben hat. Sie lautet:

Ich bin im Jahre 1803 (dokumentarisch ist aber festgestellt...  
das Vorging im Jahre 1801 geboren ist. Die (Hied.) am...

**Aus dem Reich.**

Berlin. Zum Worte des Agenten Köffler. In der...  
Öffentlichen Angelegenheit ist der Agent Tomaszak unter...

**Letzte Nachrichten.**

Berlin, 23. Oktober. Nach einem Telegramm des L. A...  
aus Paris wird aus St. Etienne gemeldet, daß der allgemeine...

ordnung befragt, daß die Stadtbewohner sich nicht an Be...  
schlüsse oder Direktiven, die von den dritten Seite zu...

Die organisierte Arbeiterschaft kann dies nicht thun...  
Sie kann nicht diesem oder jenem Stadteiler oder Verufe zuliebe...

So ist es auch in der Steuerfrage. Wenn wir die Auf...  
hebung oder indirekten Steuern fordern, so kann eine Kom...

Die Einkommensteuer muß nach dem Gesetz zur Auf...  
und Gewerbesteuer stehen wie 2-3. Als Kuriosum sei erwähnt...

**Beispiels.**

Die Anmeldung zur Gewerbeprüfung soll zu erfolgen in...  
der Zeit vom 21. Oktober bis 4. November während der...

**Briefkasten der Redaktion.**

G. B. in Merseburg. Ein Bericht über die Versamml...  
lung der Fabrikarbeiter ist der Redaktion nicht zugegangen...

# Zur Unterhaltung und Belehrung.

Wochenbeilage

zum Volksblatt für Halle und den Saalkreis.

1901

Donnerstag, 24. Oktober

Nr. 43

## Streifzüge durch die Geschichte der sächsischen Arbeiterbewegung.

Die Leipziger Volkszeitung hat eine Reihe alter Parteigenossen befragt, ihre persönlichen Erinnerungen an die Kämpfe früherer Zeiten im klassischen Lande der deutschen Arbeiterbewegung aufzuzeichnen und ihr zur Veröffentlichung zur Verfügung zu stellen. Vorerst haben die Genossen Kegel, Auer, Bloß, Eduard, Fischer, Geyer, Motteler und Karl Riemann zugefagt. Auch wir glauben die Veröffentlichungen, die bedeutungsvolle Dokumente der Geschichte unserer Partei sind, zum Ausdruck bringen zu sollen. Bei der engen Gemeinschaft, die zwischen der Bewegung des Verbreitungsbezirkles des Volksblattes und der sächsischen Bewegung stets bestanden hat, werden sie auch manchem unserer älteren Leser eine wertvolle Erinnerung sein an Zeiten, die miterlebt zu haben, sie stolz sein dürfen. Jüngere Geschlechter mögen aus ihnen lernen, welche Mühe und welchen Opfermut es gekostet hat, das zu erwerben, was wir heute besitzen. Sie mögen aus ihnen lernen, daß Unverzagttheit im Unglück und gelassene Mäßigkeit im Glück, daß zähe, unermüdete, aufopferungsvolle Arbeit dazu gehört, das große weltgeschichtliche Kulturwerk zu vollenden, das die Alten begonnen haben.

An die Veröffentlichung möchten wir die Bitte an die alten Genossen unseres Verbreitungsbezirkles knüpfen, ihre Erinnerungen an die Kämpfe und Arbeiten früherer Zeiten gleichfalls niederzulegen und uns zum Ausdruck zu übermitteln, den Alten zur Erinnerung, den Jungen zur Nachahmung. Die Geschichte der halleischen Arbeiterbewegung besonders hat interessante Momente genug, die der Vergessenheit entziffen zu werden verdienen.

### I.

#### Der fünfzehnte sächsische Wahlkreis.

Eine Erinnerung von Max Kegel.

In der Landesversammlung der sächsischen Sozialdemokraten wurde kürzlich über eine neue Kandidatur für den fünfzehnten sächsischen Wahlkreis gesprochen.

Welche Erinnerungen weckt diese einfache Nachricht bei den alten Freunden und Kennern dieses vielumstrittenen Kreises! Es war im regnerischen Winter 1873-74, da zog Julius Wahlteich von Chemnitz jeden Abend hinaus nach einem der Orte des Kreises Mittweida-Limbach, der den Chemnitzer Kreis in weitem Bogen umschließt. Zum erstenmale wurde die Eroberung von Mittweida-Limbach ernstlich in Angriff genommen und Wahlteich, der ausgezeichnete Redner und geschickte Organisator, war für diese Aufgabe der rechte Mann. Am 10. Januar 1874 wurde der Siegesjubel der Chemnitzer Arbeiter, die im raschen Ansturm ihren Kreis erobert hatten, erhört durch die guten Nachrichten aus Mittweida, Wittgensdorf etc., und bald stand es fest, daß auch der fünfzehnte Wahlkreis unser war. Dieser Erfolg, der noch durch einige andere Siege verstärkt wurde, bedeutete damals einen großen Fortschritt für die Partei. August Bebel, der in den letzten Jahren die Sozialdemokratie im Reichstage ganz allein vertreten hatte und darin durch lange Gefängnisstrafen erheblich behindert wurde, konnte nun eine kleine Fraktion um sich versammeln und es war seit jenem Tage nie mehr möglich, die Sozialdemokratie im deutschen Parlament mundtot zu machen.

Julius Wahlteich, der gewählte Abgeordnete für Mittweida-Limbach, ging nun an die Arbeit, um den Kreis durch planmäßige Agitation für die Partei dauernd zu festigen. Er fand darin kräftige Hilfe bei den opferfreudigen Genossen des Kreises; da war vor allem der wackere Eims, der an einem bestimmten Parterrefenster in Mittweida täglich fleißig arbeitend auf

seinem Schneiderplatz saß, und der kein anderes Sonntagsvergönnen kannte, als das Wirken für die Interessen der Arbeiter; da waren Fischer, die beiden Engelmanns und manche andere, die im liebevollen Ausbau der Organisation halfen. Ueberall fanden Versammlungen statt, überall hin drangen Flugblätter, kein Dorf, kein Haus des weitläufigen Kreises wurde vergessen. Und als der Wahlkampf von 1877 begann, als der Kandidat der Nationalliberalen, der Handelskammersekretär Dr. Gensel aus Leipzig im Kreise erschien, da stieß er in allen Versammlungen auf seinen Gegner Wahlteich, der sich schlagfertig zur Entgegnung erhob; oft erschien Dr. Gensel auch in den Versammlungen Wahlteichs, und manchmal, wenn letzterer anderswo sprach, wurde der Handelskammersekretär von einfachen Arbeitern widerlegt. Die Diskussionen wurden sachlich und in den besten parlamentarischen Formen geführt, was damals, besonders in Wahlkämpfen, durchaus nicht ganz alltäglich war. Es war ein Genuß, den Redekämpfen der beiden Kandidaten zuzuhören — aber das Resultat? Der Kreis fiel, die Nationalliberalen siegten.

Ein Jahr später kam die wilde Attentatsheke. Bismarck benutzte die Thaten Hübels und Nobilings, die nicht im leisesten Zusammenhange mit irgend einer politischen Bewegung standen, zu dem Veruche, die sozialdemokratische Opposition zu zerschmettern. Er entwarf seine Ausnahmegefetze, ließ den Reichstag auf, und stachelte mittels der Reptilienpresse die Spießbürger zu wütendem Haß gegen die Sozialisten, die samt und sonders der Anstiftung zum „Königsmord“ beschuldigt wurden. Diesmal gab es keine friedliche Diskussion. Der Kandidat für Chemnitz, Johann Most, wurde von der Tribüne der Volksversammlung herunter verhaftet, der Kandidat für Mittweida-Limbach saß ohnedies schon wegen „Majestätsbeleidigung“ im Landesgefängnis zu Zwickau. Und was an Verfolgung von den Behörden nicht gethan werden konnte, das besorgten die sogenannten „Liberalen“, die in Chemnitz in einer „Vereinigung reichstreuer Männer“ Kolonnen zur Sprengung von Wahlversammlungen organisierten. Ihre Technik war einfach. Sie erschienen etwa 30 bis 40 Mann stark in der Versammlung. Sobald diese eröffnet war, erhoben sie ein ohrbetäubendes Geschrei, sprangen auf Tische und Stühle und gebärdeten sich wie wahnsinnig. Der überwachende Polizist forderte den Vorsitzenden auf, Ordnung zu schaffen; das war nicht möglich, denn je kräftiger der Vorsitzende die Glocke schwang, desto lauter schrieen die „reichstreuen Männer“; die Polizei löste nun die Versammlung wegen Unruhe auf und der Saal wurde geräumt. Mit dieser gewaltthätigen Taktik ging ein durch Polizeimahregeln gefördertcs Einschüchterungssystem Hand in Hand. Der Chemnitzer Kreis, den wir etwas voreilig schon als unsere Hochburg bezeichnet hatten, erlag dem Sturme, in Mittweida-Limbach gab's Stichwahl.

Nun kamen die „reichstreuen Männer“ per Eisenbahn oder Omnibus heraus in den fünfzehnten Wahlkreis, um ihre Taktik gegen die zur Stichwahl anberaumten Versammlungen fortzusetzen. Mehrere Versammlungen hatten sie schon gesprengt — da erwachte endlich der zornige Unwille der Wählerschaft. „Das lassen wir uns nicht mehr gefallen“, hieß es plötzlich allgemein. Die Chemnitzer Freie Presse fragte: „Wenn an die Faust appelliert wird, wer hat die stärkere Faust?“

Es war an einem Sonntag nachmittag im August 1878, da kam es in Wittgensdorf zum Handgemenge. Als die mit der Eisenbahn angekommenen Friedensstörer die breite Treppe zum Versammlungssaale emporstürmten, traten ihnen am Treppenkopfe die Sozialdemokraten entgegen, allen voran der alte Engelmann. Dieser friedfertige Alte, ein Muster von sächsischer Höflichkeit und Bescheidenheit, der vielleicht niemals in seinem Leben einem Menschen ein rauhes Wort gesagt hat — er schwang den urgroßväterlichen, messingbeschlagenen roten Regenschirm zu wichtigen Hieben auf die Köpfe der andringenden Reactionäre, andere standen ihm bei, der Sturm wurde abgesehen.

Die Versammlung verlief ungehindert — die letzte in diesem Wahlkampf; denn es hatte an jenem Tage noch in anderen Orten des Kreises Zusammenstöße gegeben und nun griff die Staatsanwaltschaft ein. Alle weiteren Versammlungen wurden wegen Gefahr für die öffentliche Ordnung verboten, die Flugblätter konfisziert, die Stimmzettel-Verteiler von den Gemeinden geholt.

Und das Resultat war diesmal ein sozialdemokratischer Sieg. Mittweida-Limbach wählte mitten in der Attentatshege den gefangenen „Majestätsbeleidiger“ zu seinem Abgeordneten.

Auf die weiteren Schicksale des Wahlkreises sei noch ein kurzer Rückblick gestattet.

Über den nächstfolgenden Wahlen von 1881 waltete für uns kein günstiger Stern. Die Reaktion unter Puttkamer arbeitete mit zügelloser Brutalität; die alten Organisationsformen der Partei waren zertrümmert, die neuen noch nicht genügend erstarkt, unsere Presse war fast ganz vernichtet. In Sachsen versagten unsere besten Kreise, so Leipzig - Land und Stollberg - Schneeberg; selbst die unbefegte Festung Glauchau-Meerane verlor ihren Jungfernkranz. Aber Mittweida - Limbach hielt Stand. Es entsandte, nachdem Wahlrecht nach Amerika ausgewandert war, Georg v. Vollmar in den Reichstag.

Drei Jahre später, 1884, hatte die Partei ihre Krise überstanden, in Süd und Nord wurden neue Wahlsiege erfochten, in Sachsen wurde verlorenes Terrain zurückerobert — und nun fiel Mittweida - Limbach, das sich in den Zeiten der Gefahr so tapfer gehalten hatte, an die Nationalliberalen.

Und wieder eine Reichstagsauflösung. Die Sozialdemokratie setzte den neuen Militärforderungen Bismarcks und der Fixierung eines Septennats den eisernen Widerspruch „Keinen Mann und keinen Groschen“ entgegen. Die Reptilien jammerten über „Wehrlosmachung des Vaterlandes“, die Vösselgarde der Kriegervereiner organisierte sich als Schutztruppe der Reaktion und es wurde an Wahlbeeinflussung, Einschüchterung etc. in Sachsen Unglaubliches geleistet. Dieser schleichenden Niedertracht erlagen unsere sämtlichen sächsischen Wahlkreise und Mittweida-Limbach teilte ausnahmsweise das allgemeine Schicksal, es standen dort rund 7000 sozialistische gegen 15000 gegnerische Stimmen. Aber bald hatte es sich wieder siegreich erhoben. Bei der denkwürdigen Wahl im Februar 1890, in welcher die Sozialdemokratie das Ausnahmengesetz hinwegsetzte und den Sturz Bismarcks besiegelte, fehlte Mittweida-Limbach nicht im Triumphzuge. Es hatte wieder den Kandidaten wechseln müssen und wählte den Genossen Albert Schmidt in den Reichstag. Als 1893 Caprivi das nun abgebrauchte Mittel der Reichstagsauflösung noch einmal anwandte, hielt der fünfzehnte Wahlkreis an seinem sozialdemokratischen Votum fest — doch wie steht es heute?

Die letzten Wahlen im Sommer 1898 brachten namentlich in Sachsen große sozialdemokratische Erfolge. Dresden-Neustadt, wo die äußerste Linke mit der äußersten Rechten ein Vierteljahrhundert lang um den Sieg gerungen, wurde erobert; Dresden-Alstadt, wo sich der reaktionäre Unrat unter langjähriger Herrschaft der Antisemiten angehäuft hatte, wie weiland der Dünker in den Ställen des Königs August, es wurde gesäubert und wiedergewonnen; ja selbst in der Oberlausitz, der weltvergessenen Enklave des Wendentum, loderten die Freudenfeuer des ersten sozialdemokratischen Wahlsieges. Aber Mittweida-Limbach unterlag und wird heute nationalliberal vertreten.

Warum diese Niederlage? Niemand kann es erklären: an den Genossen im Wahlkreise liegt die Schuld nicht, sie gehören zu den besten Kerntruppen der großen sozialdemokratischen Armee. Es ist wie ein Fatum: wenn Sieg auf Sieg gemeldet wird, muß man fürchten, daß Mittweida-Limbach zu den Leichen gehört, die das Schlachtfeld decken, aber wenn alles wankt, kann man noch zählen auf Mittweida-Limbach.

Nun ist unser junger Kampfgenosse Paul Göhre ausgezogen, zu werben um die Gunst der rätselvollen, höflich lächelnden sächsischen Sphinx.

Möge ihm der Sieg erblihen.

### Assessorenehre und Vaterschaft.

Im Vorwärts erzählt der Sonntagspaulaerer Joe folgendes Geschichtchen, das an einen tatsächlichen Vorfall (siehe Volksblatt Nr. 242, Tagesgeschichte, Deutsche Justiz 1.) anknüpft:

In der guten frommen Stadt Stuttgart hat der Assessor K. ein Kind gekriegt. Oder, um die Naturwissenschaften nicht zu

verwirren, will ich sorgfältiger den Thatbestand dahin fixieren: Der Assessor K. wurde Vater eines Kindes.

Man weiß, wie viel Wert der Germane auf Familienfreunden und Kindererzeugung legt. Schon Tacitus hat das hervorgehoben. Und ist Mutterliebe das Süßeste und Innigste, was die germanische Rasse kennt, so ist die Vaterschaft das Stolzeste, dessen sich ein deutscher Mann rühmen darf.

War demgemäß unser germanischer Assessor nicht glücklich zu preisen, daß es ihm gelungen, des höchsten aller Güter teilhaftig zu werden? Der Assessor K. in Stuttgart dachte anders: ihn belästigte die Vaterschaft und er schämte sich ihrer. So dunkel, wirr und undeutlich ist bisweilen das Seelenleben eines Assessors. Freilich hatte sich der zureichende Grund des Kindes außerhalb der Kirche und des Standesamts durchgesetzt: Fräulein Rosa war noch ein Fräulein, als der Assessor es zur Mutter machte. An diesem Umstand nahm die Sittlichkeit des rechtsbesessenen jungen Mannes Anstoß.

Das Kind entzog sich dem harten Konflikt der Pflichten auf eine für sein Alter höchst verständige Weise. Es war offenbar ein frühreifes Wesen und sein Verstand sagte ihm bald, was es vom Leben zu erwarten hätte. Darum starb es bereits wenige Monate nach seiner Geburt.

In der Todesstunde des klugen Geschöpfes fiel es der Mutter, eben jenem Fräulein Rosa, ein, daß es thatächlich eines Assessors unwürdig sei, illegitim zur Vaterschaft zu gelangen. Und sie gelobte sich, dem Verlorenen die Ehre wiederzugeben, indem sie ihn heiratete. Die Zeitungen, die über den Fall berichteten, geben allerdings ein andres Motiv des Mädchens an: Sie habe sich geschworen, daß der Assessor ihre Ehre wiederherstellen müsse — und zwar durch das Mittel einer amtlich beglaubigten Heirat —, indessen man wird zugestehen, daß, da es nach der gesellschaftlich geltenden Meinung unschicklich ist, daß ein Assessor außerehelich Vater wird, die Heirat weit mehr im Interesse des Mannes lag, der doch auf seine Beamtenqualität Rücksicht zu nehmen hatte.

Sicher ist, daß Fräulein Rosa kein Mittel unversucht ließ, um die Ehre des Assessors wieder herzustellen und ihm die Ehe anzubieten. Sie that es, indem sie ihn auf Schritt und Tritt verfolgte, sich als Schatten an seine Sohlen heftete; sie begleitete ihn wie ein Geheimer verdächtige Sozialdemokraten, und seinen Auszug konnte er unternehmen, ohne daß in unmittelbarer Nähe Fräulein Rosa sichtbar wurde. Außerdem erzählte sie jedem, der es hören wollte, daß der Assessor von ihr ein Kind gehabt habe.

Leider durchkreuzte der Assessor mit der gleichen Hartnäckigkeit alle diese Bemühungen, ihn ehrlich zu machen. Der gefallene Assessor wollte verstockt in seiner Schande verharren und weigerte sich, durch die Ehe seine Reputation wieder zu erlangen.

So eigenartig und verblendet sind bisweilen deutsche Assessoren. Aber der Assessor that noch ein übriges. Die opferwillige Liebe und Anhänglichkeit des Fräulein Rosa wurde ihm unerträglich und er wandte sich schutzsuchend an die Gerichte. Anfangs gedachten die Herren Gerichtskollegen des Assessors mittels des großen Unfugparagrafen den Kläger von seiner Begleiterscheinung zu befreien. Aber selbst dieses zu allem willige Ungenium weigerte sich in dem Falle seine Dienste zu leihen; es wurde nicht als grober Unfug erklärt, daß Fräulein Rosa bemüht war, die Ehre des Assessors wiederherzustellen. Zedemnoch: Was nicht der grobe Unfug kann.

Das sieht man als Beleidigung an.

Das Stuttgarter Gericht konstatierte das Verbrechen der Beleidigung. Und zwar hatte nicht etwa der Assessor das Mädchen beleidigt, weil er ihm außerehelich ein Kind angefügt und dann die Ehe verweigert hatte, sondern der Herr Staatsanwalt beantragte vielmehr gegen Fräulein Rosa sechs Monate Gefängnis wegen der „systematischen Kompromittierung eines angesehenen Beamten“. Die Strafkammer erkannte auf eine Gefängnisstrafe von 14 Tagen, weil Fräulein Rosa den angesehenen Beamten dadurch beleidigt habe, daß sie zu dritten aufzete, sie habe ein Kind von dem Assessor gehabt!

Mit dieser Gerichtsbentscheidung haben wir endlich wieder ein neues Verbrechen erhalten: Die beleidigende Vaterschaft. Hatte Napoleon I. die Recherche der Vaterschaft verboten, um die Eroberungslust des Mannes durch die Unverantwortlichkeit zu befeuern und so genügenden Soldatennachwuchs zu sichern, so haben die Stuttgarter Richter einen neuen Rechtsgrundlag aufgestellt, der bejagt: die Erwähnung der Vaterschaft ist beleidigend. Es ist diese kriminelle Bestimmung eine angemessene Ergänzung und Ausführung jener glorreichen Entdeckung des Bürgerlichen Gesetzbuches, daß der natürliche Vater nicht verwandt mit seinem Kinde sei. Der Satz ist offenbar die Grundlage der Stuttgarter Entscheidung: Ist der natürliche Vater nicht verwandt mit seinem Kinde, so kann sich auch ein Assessor verbitten, daß irgend jemand eine solche Verwandtschaft behauptet. Es ist das die Behauptung einer nicht erweislich wahren Thatsache, die geeignet ist, den natürlichen, aber nicht verwandten Vater verächtlich zu machen oder in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen.

Für den Juristen ist damit der Fall glänzend erledigt. Für den natürlichen, aber mit dem Juristischen nicht verwandten Ver-

stand wird die Entscheidung zu einem Marterquell des Unfaßlichen.

Wie? Jeder Mensch, auch ein angesehenener Assessor hat das Recht auf natürliche Vaterschaft. Wenn aber die Mutter die Thatsache wahrheitsgemäß behauptet, wird sie wegen Beleidigung verurteilt!

Es ist keine Schande, wenn ein Assessor außerehelich ein Kind kriegt. Aber es ist eine tödliche Beleidigung für ihn, wenn die Mutter sich zu ihrem Geliebten bekennt.

Ein Assessor wird nicht in seiner Karriere gestört, wenn er ohne Standesamt ein Mädchen zur Mutter macht. Aber er muß im Interesse seiner Karriere geschützt werden davor, daß das Mädchen das süße Geheimnis verrät.

Ein Assessor wird keineswegs in seinem Ansehen gemindert, wenn er sichweigert, eine von ihm verführte Frau zu heiraten. Die Frau aber wird ins Gefängnis gesperrt, wenn sie den Anspruch auf Heirat erhebt und begründet.

Die That ist weder schändlich noch strafbar, aber die Behauptung der That ist sowohl höchst schändlich als auch höchst strafbar. Siehe da: die bürgerliche Sittlichkeit in einem Satz!

Darf hinfort nun noch ein Mädchen, wenn es die Alimentierung ihres Kindes gilt, dem Vormundschaftsgericht den Namen des Erzeugers offen nennen? Ist das nicht beleidigend, nicht geeignet, angesehene Männer zu kompromittieren? Und man stelle sich vor, daß Fräulein Rosa eine Generalstochter gewesen. „Wer ist der Verführer,“ donnert der Vater. „Der Assessor X“ flüstert das Fräulein meinend. Der General eilt zu dem Assessor: „Heiraten Sie meine Tochter oder ich schieße Sie nieder wie einen tollen Hund.“ Der Assessor X aber lächelt spöttisch: „Ich kann Ihnen nur raten, Ihren Mund zu halten und das Gerücht nicht weiter zu verbreiten. Ich bin allerdings der Vater. Wenn Sie das aber öffentlich sagen, zitiere ich Sie wegen Kompromittierung meiner Person vors Militärgericht. Das wird Sie etlich verknaden! denn ich bin ein angesehenener Beamter!“

Fräulein Rosa war offenbar keine Generalstochter! . . .

Fräulein Rosa hatte ihre Gefängnisstrafe verbüßt. Kaum war sie heraus, da begann sie aufs neue, den Assessor an seine Pflicht zu erinnern und zu erzählen, daß er von ihr ein Kind gehabt habe. Da machte sich der Assessor auf und flog nach Berlin. Das Fräulein folgte ihm. Diesmal wandte sich der Assessor nicht an die Gerichte, sondern an die Polizei. Und alsbald erhielt Fräulein Rosa den polizeilichen Ausweisungsbefehl für Berlin und sämtliche Vororte. Sie wurde in der Zuschrift als eine Person bezeichnet, die für die öffentliche Sicherheit und Moral gefährlich sei. Denn abgesehen von ihrer unsittlichen Lebensführung habe sie sich einmal einer Assessorbeleidigung schuldig gemacht. Nun habe aber das Ober-Vermögensgericht entschieden, daß auch eine Majestätsbeleidigung genüge, um die Begriffsbestimmung des Vagabunden-Gesetzes zu erfüllen, das gegen gefährliche Individuen die lokale Ausweisungsbefugnis gewährt. Der Schutz, den der König genieße, müsse auch den Beamten des Königs zu teil werden. Folglich habe Fräulein Rosa unverzüglich Berlin und die Vororte zu verlassen. Das geschah denn auch!

Nun endlich war der Assessor frei und unbehelligt. Briefe, die Fräulein Rosa an ihn schrieb, ließ er uneröffnet zurückgehen. Nichts störte mehr sein Ansehen und seine Karriere. Bald wurde er Staatsanwalt, erster Staatsanwalt, Oberstaatsanwalt. Abgesehen von den Gerichtsferien verging kein Tag, an dem er nicht mindestens zehn Jahre Freiheitsstrafen beantragen konnte.

Als seine Haare an den Schläfen grau wurden, beschloß er zu heiraten. Er hatte eine junge Dame ins Auge gefaßt, die außer ihrer Schönheit nichts besaß. Obwohl nun alle ernsthaften Leute, Vater und Mutter voran, dem Mädchen zurebelen, den ehrenvollen Antrag anzunehmen, da sie dann ihr Lebenlang gut versorgt wäre, zögerte die Schöne; denn sie mochte den „alten Kerl“ nicht. Eines Morgens erzählte ihr ein Onkel die Geschichte von dem Stuttgarter Gerichtsprocurator, dessen Geld der Oberstaatsanwalt in seinen jungen Jahren gewesen. Da zuckte ein eignes Leuchten über das Gesicht des Mädchens und zum allgemeinen Erstaunen erklärte sie: „Ich werde ihn also heiraten. Am Abend desselben Tages aber küßte sie vor dem Schlafengehen das Bild eines bettelarmen, schwärmenden Studenten.“

Die Hochzeit wurde mit allem staatlichen und kirchlichen Zubehör pomphaft gefeiert. Nach der schicklichen Karenzzeit erschien ein kleines wunderniedliches Mädel auf dem Plan. Der Oberstaatsanwalt war so glücklich, daß er an dem Tage doppelt so hohe Strafen beantragte, wie sonst.

Als aber die junge Mutter sich von ihrem Lager erhob, tanzte sie jubelnd mit dem Kindchen umher, und kam einer von der Gebatterschaft zur Gratulation, so rief sie strahlend aus: „Das Aller schönste aber ist, daß ich meinen Mann nicht beleidigt habe.“ Ob dieses dunklen Rätselwortes erstaunten Vettern und Wasen und sie drangen auf die Erklärung: „Aber das ist ja doch ganz einfach,“ rief lustig lachend die junge

Mutter, „Ich habe kein Ansehen nicht kompromittiert; denn das Kindlein ist nicht von ihm.“

Ein erstaunliches Summen und Raunen ging durch die gute Gesellschaft. Von Mund zu Mund lief das Wort: „Die Frau Oberstaatsanwalt hat ihren Mann nicht beleidigt, weil ihr Kind nicht von ihm ist.“

Bald erfuhr's auch der Herr Oberstaatsanwalt. Er raste vor Zorn. Als er seine Frau zur Rede stellte, lachte sie ihn aus und berief sich auf den Stuttgarter Spruch: Es sei doch für ihn gerichtsnotorisch beleidigend, wenn er von einer Frau ein Kind kriegt!

Der Herr Oberstaatsanwalt kaufte sich darauf ein Duzend Revolver und beschloß, die treulose Frau und ihren Buhlen niederzuschießen. Da aber einerseits seine Gattin jede Auskunft über den wirklichen Vater verweigerte, andererseits es ihm noch zur rechten Zeit einfiel, daß es sich für einen Oberstaatsanwalt nicht gezieme, eine strafbare Handlung zu begehen, so verzichtete er auf die Knallerei und ließ sich von seinem Weibe scheiden. Außerdem aber verklagte er sie wegen Beleidigung!

Die geschiedene Frau Oberstaatsanwalt wurde rechtskräftig zu vier Monaten Gefängnis verurteilt, weil sie einen angesehenen Beamten dadurch beleidigt hätte, daß sie zu dritten geäußert, sie habe kein Kind von dem Oberstaatsanwalt gehabt.

## Vom blauen Montag

erzählt Dr. E. Mummenhoff in seinem Buche Der Handwerker: Das Bestreben, die Arbeitszeit durch Einlegung eines ganz oder teilweise freien Tages zu kürzen, tritt schon früh hervor. Anfangs machte sich der Geselle ganz willkürlich hie und da einen Tag frei, wie es ihm gerade passte, was schon im 14. Jahrhundert durch Lohnabzug und Kostentziehung seitens des Meisters vergolten wurde. Dann aber bildete sich etwa gegen die Mitte des 15. Jahrhunderts die Sitte des guten oder lustigen, oder, wie er später allgemein heißt, des blauen Montags aus. Zunächst wird nur ein halber Tag in der Woche, oder alle vierzehn Tage ein ganzer zugestanden, aber im sechzehnten Jahrhundert haben sich die Gesellen fast durchwegs den ganzen, oder doch den halben Montag als Recht erkämpft, und der einzelne wird durch die Gesellenschaft gezwungen, ihn zu halten. An manchen Orten wurde indes der blaue Montag nicht regelmäßig erlaubt, nach der Württemberger Schreinerordnung (1589) einen halben Tag, und zwar nur in dem Falle, wenn kein Feiertag in die Woche fällt, in Nürnberg haben die Gesellen (um 1550) in einer Woche ohne Feiertag erst nach der Vesperzeit frei. Der blaue Montag war bei der oft laugen Arbeitszeit nicht ganz ohne Berechtigung. Er sollte es den Gesellen ermöglichen, sich zu erholen oder ein Bad zu nehmen, das ja bis in die Zeit des 30jährigen Krieges hinein allgemein als ein Bedürfnis empfunden wurde, oder die Gesellenvereinigung zu halten. Aber er hatte doch auch seine großen Schwächen. Wie aus dem Mandat des Nürnberger Stadtrats hervorgeht, war bis um 1550 der gute Montag bei einigen Handwerkern Wohnzeit gewesen. Aber die Gesellen hatten ihn nicht zu ihrer „gebührligen Notdurft“ verwendet und „an solchen guten Montagen durchaus nichts anderes denn Völlerei, Unzucht (Unfug), Verwundungen und andere üble Lafer geübt und getrieben“ und außerdem noch ihren Meistern die Arbeit nicht bloß an den Montagen selbst, sondern auch an den folgenden Tagen veräußt. Deshalb schränkt jetzt der Rat den guten Montag auf die Zeit nach der Vesper ein und fordert die Gesellen auf, sich dann auch eines gebührligen, bescheidenlichen Wesens und Wandels zu erzeien und sich aller Völlerei und Unschicklichkeit zu enthalten. Denn wo das weiter, wie bisher geswürt, geübet sollte, würde ein ehrbarer Rat verücht sein, denselben guten Montag gar abzustellen, auch nichtsdestoweniger gegen solche Frevler und Verbrecher die gebührende Strafe vorzunehmen. In Wochen mit einem oder zwei Feiertagen wird der blaue Montag bei einer Strafe von 1 Fl. unterlaßt. Der Rat meint dann weiter, zu dem Mißbrauch des guten Montags und anderer Zeitverschwendung habe der Meister tägliches Praßen und Zuweingehen nicht wenig beigetragen. Deshalb will er seine Bürger, die Meister und Handwerker, ganz väterlich und getreulich ermahnen und warnen, daß sie ihren Gesellen und ihrem Hausgesind ein gutes Beispiel geben, sich des überflüssigen Tragens und Weintrinkens in den Wirtschaften, besonders an Werktagen, enthalten und sich dermaßen erzeien, daß Gottes Zorn nicht gemehrt, auch niemand Vergernis geben und sonderlich ihre Weiber und Kinder von dem lästerlichen bösen Gebrauch, ihnen in die Wirtschaften nachzulassen und sich gleichfalls an die Völlerei zu gewöhnen, abgezogen würden und ihnen nur Nutz und Gutes zu Seel und Leib erwachse.

## Aus Kunst und Wissenschaft.

Ueber die Zahl der Individuen unserer deutschen Wildarten giebt C. M. Köhler in der Natur Schätzung, die zum Teil auf amtlichem Material beruhen. Das letztere ist der preussischen Statistik entnommen, und zwar den Erhebungen über den Abschuss von Wild im Königreich Preußen vom 1. April 1885 bis 31. März 1886, neueres Material liegt nicht vor. Es ergaben sich folgende (abgerundete) Zahlen, gültig für ein Gebiet von 34.25 Millionen Hektar: Elchwild 9, Rotwild 15 000, Damwild 8600, Birkwild 110 000, Schwarzwild 9400, Hasen 2 373 000, Kaninchen 314 000, Füchse 85 000, Dachsje 5100, Fuchstottern 4100, Wildkaten 630, Baumarder 5600, Steinmarder 5300, Iltisse 27 000, Weibel 24 000, Seehunde 590, Biber 17, Wölfe 4. Der Abschuss von Federwild bezieht sich wie folgt: Auerwild 400, Birkwild 6000, Haselwild 2250, Rebhühner 2 522 000, Wachteln 103 000, Fasanen 139 600, Trappen 820, Waldschneepfen 41 300, Bekassinen 52 000, wilde Schwäne 280, wilde Gänse 3400, wilde Enten 270 000, Drosseln 1 296 000, Reiher 16 400, Kormorane 510, Stein-, Schrei- und Goldadler 160, Seeadler 34, Fischadler 50, Uhu 190, sonstige Eulen 350, alle anderen Raubvögel 119 300. Den wirtschaftlichen Wert dieses einjährigen Abschusses von Wild berechnet das Statistische Amt auf 26 Millionen Mark, für das übrige Deutsche Reich liegen amtliche Daten nicht vor, rechnet man den Wildstand desselben im allgemeinen demjenigen Preußens nach Verhältnis der Flächengröße relativ gleich und berücksichtigt man gewisse Nebenumstände, so muß man nach Köhler die für Preußen erhaltenen Zahlen mit 1,75 multiplizieren, um die für das ganze Deutsche Reich gültigen zu erhalten. Hiernach würde der Abschuss von Rotwild im letzten 23 000 Stück jährlich betragen, eine Zahl, die Köhler auch heute noch für annähernd richtig hält. Die Gesamtzahl des im Deutschen Reich vorhandenen Rotwildes schätzt er auf 100 000 Stück, die des lebenden Damwildes auf 60 000, des Schwarzwildes auf 80 000. Zugenommen an Zahl haben nach seiner Ansicht in den letzten 15 Jahren Hasen, Rebhühner und Fasanen. Die Zahl der Hasen in einem normalen Hasenjähre bezieht er auf 6—7 000 000, die der Rebhühner u. 8 000 000. Dagegen hat das Raubzeug in allen Arten entschieden abgenommen. Die heute vorhandene Zahl der Füchse läßt nach Köhler auf einen Bestand von keinesfalls über 200 000 Stück schließen; auch die Marderarten und die Raubvögel haben in den letzten Jahrzehnten entschieden an Zahl abgenommen.

**Sollen Kinder Brillen tragen?** Im kleinen Journal für Hygiene schreibt der Augenarzt Dr. Ernst Heimann: Da der Augenarzt so häufig, wenn es sich um Verordnung von Brillen bei Kindern handelt, auf Gleichsichtigkeit, ja sogar auf Widerstand seitens der Eltern oder der Angehörigen stößt, möchte ich doch gern mit einigen erklärenden Worten darauf hinweisen, wie gerade im Kindesalter das Tragen eines richtigen Glases von eminenter, nicht genugsam zu betonender Bedeutung ist.

Und dies aus zwei Gründen: Erstens bleibt ein Kind, das an einem Brechungsfehler des Auges leidet, sei es nun übersichtig oder kurzsichtig, bei weitem in seiner Ausbildung hinter seinen mit normalen Augen begabten Altersgenossen zurück. Das kurzsichtige Kind kann in der Schule an der Tafel die Schrift, an der Wandkarte die Länder und Städte nicht erkennen, es muß sich auf die vorderste Bank setzen, um möglichst nahe an dem zu betrachtenden Subjekt zu sein, aber trotz alledem kann es nicht das sehen, was es sehen soll. Infolge dessen sind seine Leistungen in der Klasse schlechter, als die seiner Mitschüler, es wird sogar nicht selten deswegen bestraft, und wird schließlich einfach für ein minderbegabtes Wesen gehalten. Das Kind verliert die Lust am Lernen, da es trotz aller Anstrengungen es den anderen ja doch nicht gleich thun kann, und so kommt es, daß gerade die ersten Jahre des Schulunterrichts, die so wichtig für die spätere intellektuelle Entwicklung sind, ungenutzt verstreichen; ein Defizit in dieser Anfangsphase der geistigen Entfaltung wird aber später nur sehr schwer wieder ausgeglichen. Dazu kommt, daß die Kurzsichtigkeit eine stärkere Annäherung des Kopfes an die Bücher erfordert. Die Folge davon ist eine schlechte Haltung des Körpers, die in den Jahren des Wachstums leicht zu einer nicht wieder zu beseitigenden Rückgratsverkrümmung führen kann. Ist der kleine ABC-Schütze aber übersichtig, so ermüden seine Augen schon wenige Minuten, nachdem er seine Schularbeiten begonnen, er wird faul gescholten und es stellen sich die oben erwähnten üblen Folgen für seine geistige Entwicklung ein.

Die Anschauung, man dürfe das Auge nicht so frühzeitig mit einer Brille „verwöhnen“, ist eine ebenso verbreitete, wie irrige; die Brechungsfehler des Auges, Ubersichtigkeit, Kurzsichtigkeit u. s. w., müssen vielmehr durch zweckentsprechende Brillen ausgeglichen werden. Unterlassungssünden in dieser Richtung würden sich früher oder später empfindlich rächen.

Und noch ein zweiter Faktor ist es, der es als dringend geboten erscheinen läßt, den abnormen Brechungszustand des übersichtigen und des kurzsichtigen Auges bei Kindern durch Gläser zu korrigieren, das ist die erst in neuerer Zeit zu voller Würdigung gelangte Thatsache, daß man vorbeugend imstande ist, durch Auswahl eines entsprechenden Glases, die natürlich in der sorgfältigsten Weise von einem Spezialisten vorgenommen werden muß, die weiteren schädlichen Veränderungen am Auge selbst hinten zu halten. Bei Ubersichtigen ist neben der ausgleichenden Wirkung die Verhinderung des Schielens die Aufgabe der korrigierenden Gläser, aber von noch größerer Bedeutung ist die Brille für den jugendlichen Kurzsichtigen. Hier kann das Tragen eines richtigen Korrektionsglases das sonst rapide Zunehmen der Kurzsichtigkeit unterdrücken, es ist die Möglichkeit gegeben, das Eintreten jener schweren Augenerkrankungen zu vermeiden, wie sie gewöhnlich bei den hohen Graden der Kurzsichtigkeit — mit allen ihren, die Existenz des Menschen in Frage stellenden Folgen — im Laufe der Jahre eintreten. Wenn erst die Zeit gekommen sein wird, wo den Schulärzten, die sich in der kurzen Zeit ihrer Thätigkeit schon so bewährt haben, augenärztlich geübte Unterjücker zur Seite stehen, wird es möglich sein, die Zahl der hochgradig Kurzsichtigen, die bei uns in Deutschland nicht gerade unbedeutend ist, noch bei weitem zu verringern.

**Kleine Eigenheiten bedeutender Menschen.** Nehmlich wie Jbsen sich bei seinen Arbeiten durch den Anblick kleiner geschnittener Figürchen inspirieren läßt, so haben auch andere große Geistesarbeiter kleine Eigenheiten, um ihre Aufmerksamkeit zu konzentrieren, oder ihre Phantasie anzuregen. Es sei dabei an den großen Königsberger Philosophen erinnert, der seine Blüte auf den Kirchthurm zu richten pflegte, wenn er seinen Gedanken nachging, oder an Laplace, den großen Astronomen, der eines kleinen Garnknäuels zum Spielen bedurfte, um den Faden seiner hohen Gedanken nicht zu verlieren. Auch die eipritvolle Frau v. Stael, die Virtuosiin der Konversation, brauchte irgend ein Spielzeug für die Finger, um ihren Redefaden in den Händen zu behalten, und dem ebenso gelehrten wie zerireutten Theologen Neander in Berlin war es zur Gewohnheit geworden, auf dem Katheder während des Dozierens einen Federkiel zu zerrupfen. Galey, der berühmte Komponist der „Judin“, fühlte sich nur durch einen zischenden und brodelnden Dreiecksel zum Schaffen angeregt. Bellini brauchte Blumen und Wilder, um produzieren zu können, Cherubini blätterte in den bunten Bildern eines Kartenspiels, wenn ihm der Spiritus einmal ausging. Offenbach komponierte gern beim Murmeln der Wellen. Young, der Verfasser der „Nachtgedanken“, schrieb diese bei einem Leuchter, den ein Latenschädel bildete. Bekannt ist, daß Richard Wagner seine Glieder in seidene Schlafrocke von verschiedener Färbung hüllte. Ebenso zog Buffon, der große Naturforscher, seine besten Kleider an und schmückte sich mit Spizen und Juwelen, ehe er sich an die Arbeit setzte. Auch Voltaire und der englische Dichter Pope fühlten erst ihre Produktionskraft erwachen, wenn sie phantastische oder reiche Kleidung angelegt hatten. Für viele Männer der Feder ist der Tabak ein unentbehrliches Requisite bei ihrer Arbeit. Wenn Thomson dichten wollte, so mußte er auf seinem Tische einen Topf mit frischem Tabak und einen zweiten mit Thonpfaffen gefüllt vorfinden. Während der Arbeit, während die Feder die zartesten Verse niederschrieb, dampfte der Dichter wie ein Schlot. Er rauchte unaufhörlich, hatte aber die Eigenheit, nie zweimal aus derselben Pfeife zu rauchen. Sobald er eine ausgeraucht hatte, zerbrach er sie, um eine neue zu nehmen, die dann dasselbe Schicksal erlitt. War der Dichter mit seiner Arbeit zu Ende, so hinterließ er einen kleinen Haufen von Pfeifenstämmern. Die Vorliebe für den Tabak teilten Gotfried Keller, Anzengruber, Bodensiedt; letzterer konnte nur beim Rauchen einer bestimmten Tabaksorte („Cafafia“) produzieren. Auch Paul Heyse, Rudolf Wambach, Albert Traeger, Bala rauchen gern bei der Arbeit, weil ihre Phantasie dadurch beschwingt, ihre Stimmung im Gleichgewicht erhalten wird. Heyse ist ein begeisterter Verehrer der Zigarre und hat dieser Verehrung u. a. in seinem „Salamander“ Ausdruck gegeben. Er denkt von der Wirkung einer edlen Zigarre auf die Gemütsstimmung und die Anregung der Phantasie nicht gering, und nächst der Musik weiß er kein heilkräftigeres Besehwichtigungsmittel im Anmut oder in anderer Verstimmung der Seele.

## Leseerträge.

Wer uns Gewalt anthut, macht uns nichts Verlingeres als die Menschheit streitig; wer sie feigerweise erleidet, wirkt seine Menschheit weg. Schiller.

Man wählt zum Lenker eines Schiffes nicht denjenigen von den Reisenden, der von der besten Herkunft ist. Basal.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Däumig in Halle. — Druck der Halle'schen Genossenschafts-Druckerei.